P.o.germ.
411
n

S. O. germ.
411n

Funk

(Joh. Nicol. Funk)

Christian Wahrmunds Poetische zur Tugend und Vorsichtigkeit leitende Fabeln.

1748.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

I.

Die Teutsche Poesie.

Die Fama, die gewohnt, was lobens werth, zu loben,
Hat derer Teutschen Fleiß und edle Poesie,
Die recht empor gebracht, in ihrem Glantz erhoben.
Dis höret' ein Pedant, und rief: das leid' ich nie:
Der Teutschen Poesie muß den Lateinern weichen:
Denn diese haben nur das rechte Sylbenmaß:
Mit welchen überall nichts teutsches zu vergleichen:
Soll's seyn, so gleichet es, wie Diamant und Glaß.
Was? sprach die Fama, hast du auch darein zu reden?
Schweig, dumm- und träges Thier, und trage deine Last:
Es hat der Tugend Pracht dein Urtheil nicht vonnöthen,
So wenig, als du hier was zu erinnern hast.
So weit es ein Virgil zu seiner Zeit getrieben,
Hat längstens Opitz schon die Poesie gebracht:
Worbey es lange nicht in dieser Kunst geblieben:
Daß sie die Teutsche nun gantz unvergleichlich macht.
Die teutsche Poesie ist hoch genug gestiegen,
Und hat die Ehre, welch' ihr keine Sprache giebt.

Die Schönheit kan allein Pedante nicht vergnügen:
Denn diese sind in sich, gleich allen Narrn, verliebt.
Sprich, edle Poesie, darff ich es auch noch wagen,
(Pedanten lassen es nicht, in dem Eifer, zu)
Ein schlecht, doch wahres, Wort in Reimen her zu sagen:
Es sollen Fabeln seyn: denn diese liebest du.
Die Fabeln schlecht, rief Fam' und Poesie zusammen,
Nur schlecht, denn dieses kommt mit Fabeln überein:
Und welche diese Tracht, im Eigensinn, verdammen,
Die werden unsere, wie deine, Feinde seyn.
Ein wahrer Christ wird dich, der Wahrheit wegen lieben,
Welch' ohne grosse Schand' auch niemand lästern kan.
Will einer aber sich nur in dem lästern üben,
Der nimmt die Tugend selbst zu seinem Vorwurff an.

II.

Ein Geitziger.

Ein Geitzhalß, der sich selbst zur Last,
Und andern zum Verdruß gewandelt,
Bey grossem Gut doch meinst gefast,
Und auf das Marck und Blut gehandelt;
Den Wucher und Gewinn ernährt,
Dem nichts als Geld in den Gedancken;
Muss, als es lang genung gewährt,
Für Hunger halb verschmacht, erkrancken.
Das Leben war ihm zwar noch lieb,
Er wolte sich geholffen wissen:
Darbey es aber dennoch blieb,
Weil er den Artzt bezahlen müssen.
Der muste doch geruffen seyn.
Was thut der Mensch nicht um das Leben?
Der Patient nimmt Pillen ein,

Die

Die man ihm meinst umsonst gegeben.
Fragt endlich, ob es noch Gefahr?
Als ob die Menschen solches wüsten.
Der Artzt meint, bis zum neuen Jahr
Wolt' er ihm wol das Leben fristen.
Der Krancke denckt, daß diese Zeit
Er hier und da zu geben hätte,
Und, weil sein Lebens Ziel nicht weit,
Erstickt er sich in seinem Bette.
Ein Geitzhalß sitzet auf dem Geld,
Und lebet (lacht ihr frohen Erben)
In Angst und Armuth auf der Welt,
Und muß so gar noch Hunger sterben.

III.

Die Kuh und die Ziege.

Die Ziege geht auf fetter Weide,
Nebst einer schönen Heerden Küh,
Und springt, dieweil sie satt, für Freude,
Zu spielen mit dem grossen Vieh.
Auch ihre Hörner zu probiren,
Wagt sie zum öfftern einen Gang,
Und machet dieses Spiel solang,
Biß sie von einem derer Thieren
(Denn die verstehn das spielen nicht)
Dieweil sie dem zu nah gekommen,
Mit beyden Hörnern aufgenommen,
Im fallen Halß und Beine bricht.
Will einer nicht unglücklich seyn,
Der halte sich zu seines gleichen,
Und mache sich mit denen reichen,
Die grösser sind, nicht zu gemein.

IIII.

Ein Betrüger.

Mopsus hatte nichts zu leben,
Und war überall veracht:
Weil er alles durchgebracht,
Was zum Erbtheil ihm gegeben.
Holla! dacht' er in der Noth,
Man muß, um das liebe Brod,
In der Welt doch etwas wagen.
Ob ich nichts gelernt, noch weiß:
Wer wird eben nach dem Fleiß,
Und nach den Verdiensten fragen?
Wer sich nur verstellen kan,
Ist der allerbeste Mann.
Er sucht' einen Potentaten,
Wo er selber unbekant,
Dem er, in dem gantzen Land,
Geld zu machen angerathen.
So wurd' er zum Vogd bestellt,
Und erbreste vieles Geld.
Als er diesen Schatz gezogen:
Geht er unvermerckt darvon,
Und läst seinem Herrn den Hohn.
Wer leicht glaubt, wird leicht betrogen.

V.

Frauen weinen.

Eleonora saß und weinte,
Und wuste selber nicht warum.

Doch weil ihr Mann es ehrlich meinte,
Sagt' er, mein Schatz, mein Eigenthum,
Mein Kind, was hast du nun für Plagen?
Was ist dir? weine nicht so sehr.
Sie wust' ihm aber nichts zu sagen,
Nichts, nichts, und weinte desto mehr.
Gib, sprach der Mann, dich nur zufrieden,
Und sage doch, was schadet dir?
Ich meinte, Margen sey verschieden:
Und sieh' er stehet neben mir.
Man lasse nur die Weiber weinen:
So sind sie recht im Element.
Sie sind das selten, was sie scheinen,
Und wissen, daß man sie nicht kennt.
Drum kehre man sich nicht daran:
Sie weinen offt, ohn den zu wissen,
Der ihnen was zu leid gethan:
Daß sie sich selbst beweinen müssen.

VI.

Der Tod und der Fuhrmann.

Wie kommt es, daß der Mensch mit sich
Und seinem Zustand nicht zu frieden?
Ein Fuhrmann klagte jämmerlich,
Daß auf der Welt ihm nichts beschieden,
Als Arbeit, Sorgen, Creutz und Noth:
Und daß durchaus ihn nichts ergetzte:
Wünscht, daß ihn Glück, wo nicht, der Tod
In einen andern Stand versetzte.
Was hättest du, mein Fuhrmann, gern?
Fragt ihn der Tod, der gleich erschienen.
Man machte dich zum grossen Herrn:

Wer aber wolte dir wol dienen?
Kein Handwerck hast du je gelernt.
Du weist durchaus nichts vom studiren.
Courage ist weit von dir entfernt.
Wormit wilst du dein Heil probiren?
Zum Fuhrmann bist du recht geschickt:
Darbey kanst du vergnůget leben.
Kein Menschen Kind ist so beglůckt,
Dem nicht sein Theilgen Creutz gegeben.
Doch weil dein Zustand dir mißfällt,
Und wůnschest alles zu verliehren:
So komm', ich will dich von der Welt
Gerad ins Reich der Toden fůhren.
Ach nein, Herr Tod, das meint ich nicht,
Sagt unser Fuhrmann, meine Jahren
Sind so, daß mir es nicht gebricht,
Ich wolte nur mit Ochsen fahren.
Wer selber sich das Hertz abfrißt,
Der ůberhäufft sein Creutz mit Schande.
Es bleib' ein jeder, wer er ist,
Und sey vergnůgt in seinem Stande.

VII.

Der Neid.

Ein fetter Ochs geht auf der Wiesen
In stoltzer Ruh und Sicherheit,
Doch folget ihm, wie leicht zu schliessen,
Der ůberall verhaste Neid.
Der herschet ja bey Grossen, Kleinen,
Geringen, Reichen, jedem Stand:
Und also muß er auf dem Land,
Und auf den Wiesen auch erscheinen.

Ein

Ein Frosch beneidet seine Grösse,
Schaut ihn mit schelen Augen an,
Und meint, es sey mit seiner Blösse,
Wie mit der Ochsen Haut gethan.
Und seinen Schmertzen zu vermehren,
Muß er von seiner Nachbarschafft
Des grossen Ochsen Stärcke, Krafft,
Und Ansehn öffters rühmen hören.
Ihr könnet, spricht der Frosch nur schweigen:
Ich habe gleiche Krafft und Muth,
Und wolt ihr's sehn, ich will euch zeigen,
Daß ich, trotz allen, noch so gut.
Er fänget an sich aufzublaßen,
Und fragt, ob er dem Ochsen gleich.
Nein, sagen sie, bey unserm Leich,
Du must es unterwegen lassen.
Er fähret fort sich auszudehnen,
Und fraget nach der Aehnlichkeit:
Läßt sich die Nachbarn nur verhöhnen,
Und bärstet endlich gar für Neid.
So pfleget Neidhard sich zu schaden,
Der andern nimmer schaden kan.
Es bersten, wie der Frosch gethan,
Die sich mit ihrem Gifft beladen.

VIII.

Die Schnecke.

Zu Hauß so gut, als überall.
Als Jupiter im Götter-Saal
Die Thiere sehn und mustern wolte,
Befahl er ihnen alsofort,
Daß jedes am bestimmten Ort,

Zu rechter Zeit erscheinen solte.
Ein grosses Mahl war zubereit,
An welchem, zu bestimmter Zeit,
Die Thieren allesamt erschienen.
Allein die Schnecke wurd vermißt:
Da jedes frölich trinckt und ißt,
Und sich läst, wie's beliebt, bedienen.
Doch war die Furcht beym Trunck gemein,
Vielleicht nicht angenehm zu seyn.
Spät nach der Mahlzeit kommt die Schnecke,
Und Jupiter fragt, wo sie blieb'.
Ihr, sagte sie, sey nichts so lieb,
Als ihres eignen Hauses Decke.
Da leb ich einsam, sicher, still,
Geniesse frölich, was ich will,
Und hat mir niemand was zu sagen.
Wohlan, sprach Jupiter zu ihr,
So solst du künfftig für und für
Das Hauß auf deinem Rücken tragen.
Der Ausspruch kam zwar ungefehr:
Doch war die Last ihr nicht zu schwer:
Dann alles trägt doch wahre Liebe.
Es muste der Befehl geschehn,
Daß wo sie war, auch in dem Gehn,
Sie jederzeit zu Hause bliebe.
Wer sicher und wohl leben will,
Der leb in seiner Wohnung still,
Und geh nicht öffter zu dem Schmause.
Dieweil ich nun Erfahrung hab,
So lern' ich das der Schnecken ab,
Und bleibe gern in meinem Hause.

VIIII.

Die Stadmauß und die Feldmauß.

Man suche sicheren Genuß,
Nicht ångsten vollen Uberfluß:
Und bleibe lieber auf dem Lande,
Als in der Stadt mit Furcht und Schande.
Ein Mäußlein geht, aus einer Stadt,
Darinn es seine Wohnung hat,
Aus Vorwitz alles zu probiren,
Aufs Feld und in den Wald spatziren.
Hier trifft es eine Feldmauß an,
Welch' alles ihm zu dienst gethan,
Was gute Freund einander gönnen,
Wenn sie sich nur bewirthen können.
Wohl, spricht die Feldmauß zu dem Gast,
Dieweil du mich besuchet hast,
Sey lustig, und genieß die Gaben,
Die wir darum gesparet haben.
Hier leben wir in aller Still,
Und finden auf dem Feld die Füll'
An Bohnen, Gersten, Erbsen, Rocken,
So wie wirs wünschen, frisch und trocken.
Und daß du siehst, wie gut ichs mein',
Hab diesen Speck für dich allein,
Den nächst ein Bauer auf der Wiese
Von seinem Frühstück fallen liesse,
Und den wir bis zum grossen Fest,
Mit frischem Haffer auf das best'
Uns ausserordentlich zu laben,
Sorgfältig beybehalten haben.
Iß, sprach die Stadmauß, dein Gericht:

Mir schmecken solche Speise nicht:
Weil, wo ich bin, die Leckerbissen
Mich allezeit vergnügen müssen.
Ich hab die Wahl im Uberfluß,
Pasteten, Torten, Zucker, Nuß,
Und was den Menschen vorgetragen,
Darf ich, wie mir's beliebt, benagen.
Ich wohn' in einem schönen Hauß,
Geh' in den Stuben ein und aus,
Kan auf den sammten Stülen sitzen,
Und, was mich nur gelüstet, nützen.
Du lebest elend auf dem Feld,
Empfindest Regen, Frost, und Kält',
Und must, willst du die Kost geniessen,
Dich in die düstre Höhle schliessen.
Komm, wilst du meine Herrlichkeit,
Und was ohn' Arbeit mir bereit,
Ja mehr, als ich dir angepriessen,
Selbst sehen und mit mir geniessen.
Sie gehn entzücket in die Stadt,
Die jene nie gesehen hat,
Und finden würcklich schöne Sachen,
Bey welchen sie sich lustig machen:
Weil, als ein volles Paradeiß,
Die Speise-Kammer ihnen preiß,
Woselbsten sie sich dicke fressen,
Und ihren Uberfluß ermessen.
Bald kommt der Diener vor die Thür,
Und holet dis und das herfür.
Die Stadmauß weiß bald zu verschwinden,
Die Feldmauß keinen Rath zu finden.
Sie kommt in Jammer, Angst, und Noth,
Laufft hin und her, und fürcht den Tod:
Bis alle Speisen weggenommen,
Und die Versteckte wieder kommen.
Ists so, sprach der bestürtzte Gast,

Was

Was du mir angerühmet hast,
Daß Angst und Noth die Kost begleiten:
So will ich gerne wieder scheiden.
Adieu, behalt den Uberfluß,
Behalt zugleich auch den Verdruß:
Ich will mich auf das Feld begeben,
Und in der Armuth sicher leben.

X.

Das um ihren verstorbenen Mañ leidtragende Weib.

Man nehme wahr, was ich jetzt schreibe,
Und traue ja nicht einem Weibe:
Weil sein beständ'ger Wanckelmuth
Gar nichts mit Uberlegung thut.
Die Frau hat ihren Mann verlohren,
Den sie zum andern Ich erkohren,
Dem sie sich gäntzlich übergiebt,
Und den sie wie sich selber liebt:
Und solt' er tod den Abschied geben,
Wolt sie den Tag nicht überleben.
So trifft's, man trägt die Leiche fort:
Madam' hält sicher auch ihr Wort.
Zwar will sie selbst sich nicht entleiben,
Das lassen Weiber nun wohl bleiben,
Doch zieht sie würcklich mit ihm aus,
Und baut sich nächst dem Grab ein Haus.
Da will sie nun die Zeit beschliessen,
Und nichts von aller Lust geniessen:
Beym Grabe weint sie jederzeit,
Und lebt in stiller Einsamkeit:

Sie will das Schlaffen und das Essen
Viel lieber, als den Mann, vergessen:
Doch schläffet, isset, trincket sie,
Und sitzt erbärmlich auf dem Knie.
Die Welt muß ihre Liebes-Proben,
Verstand, und keuschen Wandel loben.
Denn wo wird das um einen Mann
Von einem Weibe mehr gethan?
Ohnweit wird, wo der Mord begangen,
Ein Strassen-Räuber aufgehangen;
Und, daß das Recht den Platz behält,
Ein Wächter an den Ort gestellt.
Der sucht das Weib in ihrer Hütten,
Vielleicht sich Freundschafft auszubitten,
Und findt, was liebreich, gastfrey, schön,
Vergißt darbey das Wiedergehn.
Nachdem er alles Guts genossen,
Und nun die meinste Nacht verflossen,
Geht er vergnüget zum Gericht,
Und findet den Gehängten nicht.
Bald geht er zu dem Engel wieder,
Und fället klagend vor ihr nieder:
Ach! nun ist mein Gehängter hin,
Für den ich gut geworden bin.
Für das, was ich bey dir empfangen,
Werd' ich dort an dem Galgen hangen.
Sag, wie fang' ich die Sachen an,
Weil ich mir selbst nicht helffen kan.
Sey nur, mein Schatz, sey nur zufrieden:
Hier ist noch Rath. Der abgeschieden,
Und mir nichts nutzt, bring an den Ort,
An statt des dir gestohlnen, fort:
So kanst du dir das Leben retten,
Und seine Stell bey mir vertretten.
Daß, welcher lang genug beweint,
Nun an dem lichten Galg' erscheint.

Der Liebste, den die Weiber haben,
Ist nimmermehr, den sie begraben:
Der liebst' ist, welcher sie noch küßt,
Und wenn er von dem Galgen ist.

XI.
Die Tugend und Eigenliebe.

Der Welt Beherrscherin, gekrönte Eigenliebe,
Hört, daß die Tugend schön, beliebt, und höflich sey:
Um daß sie nun bequem iu der Regierung bliebe,
Setzt sie dieselbe sich zur Mit-Regentin bey.
Sie thäte, was sie wolt', und meint', in allen Sachen,
Es sey gar wohl gethan, weil niemand über ihr.
Die Tugend aber sprach, man solt' es anders machen,
Wies ehrbar, angenehm, und allzeit nach Gebühr.
Nein, sprach der Eigensinn, das must du mir nicht sagen:
Was ich gethan, muß recht, und niemals anders seyn:
Und dieses Regiment wird jederman ertragen.
Die Tugend aber kommt damit nicht überein.
Doch ist dem Eigensinn dis alles wohl gelungen:
Der edlen Tugend wird vielfältig nachgestellt.
Die wird von ihrem Thron, zur grösten Schmach, gedrungen:
Und Eigensinn beherrscht allein die gantze Welt.
Der Tugend strenges Wort will niemand mehr vertragen,
Da Wollust, Ubermuth, und Ehrgeitz triumphirt:
Der Tugend wird wohl gar ins Angesicht geschlagen,
Daß sie mit ihrem Ruhm auch allen Glantz verliehrt.
Wo List und Grausamkeit die Wahrheit übermannen,
Daß alle Laster sich durchaus befestigt sehn:
Wo Geitz und Schmeicheley all' Ehrbarkeit verbannen,
Muß, o zu welcher Schand! die Tugend betteln gehn.
Wenn schändlich' Eigenlieb' und Schmeicheley regieren:
So findet in der Welt die Tugend keine statt:
Die weiß den Menschen nicht zu lencken noch zu führen,
Der zum Verderben sich der Lust ergeben hat.

XII.

Der Löwe und die Mauß.

Ein Löwe, der vom Raub gekommmen,
Hat unter einem kühlen-Baum,
Nachdem er satt, die Ruh genommen.
Es schläffet aber dieser kaum,
Und scheinet tod nichts mehr zu fühlen:
Als eine sichre Mäußen-Schaar,
Indem sie miteinander spielen,
Dem Starcken auf dem Rücken war.
Der Muthwill wird so lang getrieben,
Bis jener aus dem Schlaffe kam,
Und eines, das zurück geblieben,
Erschrecklich in die Klauen nahm.
Nichtswürd'ges Ding, was soll dis heissen?
Sprach der ergrimmte Löw' ihm zu:
Kast du mir nicht Respect erweissen?
So schau einmal, was ich, und du.
Dich will ich jetzt zu drümmern drücken:
So wird dir ja der Schertz vergehn.
Du solst, elendes Thier, den Rücken
Der Majestät nicht wieder sehn.
Die Mauß fieng bitter an zu weinen:
Ich hab es aus Versehn gethan:
Ach! schone, König, eines Kleinen:
Ich bitte, was ich bitten kan.
Ach! wilst du mir das Leben schencken:
So werd' ich alle Tage dein,
Und deiner Gütigkeit gedencken,
Auch hertzlich gerne danckbar seyn.
Der Tod ist freylich mir erschienen:
Was hilfft dich aber wenig Blut?
Ich will dir allzeit wieder dienen,

Wann

Wann dir es etwan nöthig thut.
Du mir? dem Löw', armsel'ges Mäusgen?
Wilst du mir dienen? wie? und wann?
Weg nur mit dir. Kriech in dein Häusgen,
Weil ich dich nicht vertragen kan.
Ein solches schwaches Ding zu töden,
Kommt meinem Löwen-Muth nicht zu.
Ich habe deiner nicht vonnöthen.
Bedenck' einmal, was ich, und du.
So wirfft er weg, was er gefangen.
Kaum hört, für Angst, die Maus den Hohn,
Und springt, ihr' Höhle zu erlangen,
Halb tod, und halb entzückt, darvon.
Der stoltze Löwe geht mit schnauben
In düstren Wäldern auf und ab;
Bekommet aber nichts zu rauben:
Dieweil man fleißig achtung gab,
Wo dieser Löwe hin gegangen,
Dem man schon längstens nachgestellt.
So wird er unversehns gefangen,
Dieweil er in die Stricke fällt.
Mit nichts weiß er sich zu verhüllen:
Und weil ihm auch die Macht gebricht,
Fängt er erschrecklich an zu brüllen:
Doch brechen seine Fessel nicht.
Das Mäuslein, deß der Löw geschonet,
Hört, was demselben dort geschehn.
Die Gnade wird mit Treu belohnet.
Es untersteht sich hin zu gehn.
Es spricht, o weh! welch' Unglücksfällen
Empfindet mein Erretter hier?
Ist so dem König nachzustellen?
Bricht die Gewalt: wo bleiben wir?
Darf ich, Herr König, zu dir tretten,
Und thun, was ich in Sinn gefaßt:
So will ich dich vom Tod erretten,

Weil du mich jüngst verschonet hast.
Thu, was du wilst, ich bin verlohren,
Sprach dieser in Verzweiffelung.
Das Mäusgen aber spitzt die Ohren,
Und waget einen guten Sprung,
Durchsucht und naget alle Stricken,
Beißt endlich einen Knoten ab,
Und spricht: fleuch nun, es wird dir glücken,
Weil ich den Strick zerrissen hab.
Man schone ja der Schwach- und Kleinen,
Und obligire jedermann,
Weil, eh wir solches selber meinen,
Der ärmste wieder helfen kan.

XIII.

Die in eine Jungfrau verwandelte Katze.

Ein Jüngling, der nicht wohl bey Sinnen,
Wünscht, weil er seine Katze liebt,
Daß Jupiter, hört, welch Beginnen,
Ihm selbige zum Weibe giebt.
Sie wird sobald zum Frauenzimmer,
Und ihrem Jüngling zugesellt.
Und diese Wahl gereut ihn nimmer,
Weil sie die schönste von der Welt.
Wie Jupiter schnel zum verwandeln,
Wird aus der Katze nun die Braut.
Wie läßt der Mensch doch mit sich handeln,
Wenn er zu viel der Liebe traut.
Die Hochzeitgäste sind geladen:
Ein treflich Mahl wird zugericht:
Die Braut, der alles wohl gerathen,
Weicht auch der allerschönsten nicht.

Sie läßt von Jungfern sich bedienen,
Und sitzt, wie billig, oben an:
Ein jeder, der beym Mahl erschienen,
Verehret sie, so gut er kan.
Nur Jupiter, sie zu probiren,
Läßt eine Maus von weitem sehn:
Die sah man bald das Bräutgen rühren,
Doch muste sie sich widerstehn.
So bald die Maus ihr näher kommen,
Springt die behender auf sie dar,
Nachdem sie selber mitgenommen,
Was auf dem Tisch am nächsten war.
Bey so viel delicaten essen,
War diese Speiß' ihr dennoch lieb,
Die sie mit Haut und Haar gefressen:
Weil in der Braut die Katze blieb.
Laß diese nur sich immer schmücken;
Vergebens ist, was simulirt:
Es lässet bald sich wieder blicken,
Was wahre Neigung mit sich führt.
Die Katz' hat die Gestalt verlohren:
Doch zeiget sie sich bey der Maus.
Was von Natur uns angebohren,
Gräbt keiner mit der Nadel aus.

XIIII.

Die Haasen-Furcht.

Ein zitterendes Haasen-Paar,
Das lang genung verfolget war,
Und das die Jäger mit dem hetzen
In tausend Angst und Schrecken setzen,
Klagt gar erbärmlich seine Noth,
Und wünschet sich viel lieber tod,
Als in der Tods-Gefahr zu schweben,

Und in beständ'ger Furcht zu leben.
Wird dann, sprach einer, auf der Welt
Allein den Haasen nachgestellt?
Wir können weder in den Gründen,
Noch auf den Bergen Ruhe finden.
Kaum schlafen wir ein wenig ein,
So müssen wir in Sorgen seyn.
Die Hund' und die das Feuer blasen,
Verfolgen nur uns arme Haasen.
Das Bellen thut den Ohren weh:
Wir finden kaum ein wenig Klee,
So müssen wir schon wieder lauffen,
Sonst schiesset man uns übern hauffen.
Hör, Bruder, was ist hier zu thun?
Wir seyn verrathen. Laß uns nun
Der Angst und fürchterlicher Sachen
Ein längst gewünschtes Ende machen.
Ja, Bruder, das gefället mir,
Versetzt der ander, so wie dir.
Wir wollen, daß wir bald ersauffen,
Zu dem dort offnen Teiche lauffen.
Sie lauffen, und bemercken bald,
Daß Frösch' in ihrem Aufenthalt,
Durch das Gereusch erschrecket, springen,
Und alles in Bewegung bringen.
Halt inne, spricht der eine Haas,
Halt, Bruder, was bedeutet das?
Sind andre Thieren, welch' uns fliehen,
So müssen wir zurücke ziehen.
Die Furcht ist, sehn wir, allgemein:
Drum müssen wir gedultig seyn,
Und, ohn' auf einmal zu verzagen,
Das Schicksal gleich mit andern tragen.
Das Haus-Creutz ist mit Angst und Noth
In jedem Hause, wie der Tod,
Ohn Ansehn eines Stand und Orden,

Den

Den Menschen allgemein geworden.
Wenn einer sich nicht trösten kan:
So schau' er seinen Bruder an,
Dem auch sein theilgen Creutz gegeben,
Und lern', als der, gedultig leben.

XV.
Ein Dieb und seine Mutter.

Ein junger Dieb,
Der seiner Mutter darum lieb,
Weil er von Kind auf Beuthe machte,
Und unverhofft ihr manchen Groschen brachte,
Trieb dieses Handwerck ungescheut,
Wird aber selbst den Häscheren zur Beut,
Und soll, dieweil der Diebstal offt begangen,
Am Galgen hangen.
Er wird, dieweil ihm der Proceß gemacht,
Halb tod an diesen Ort gebracht,
Wo Missethäter peinlich büssen,
Und ihre Schande tragen müssen.
Das Volck schließt einen Creiß umher,
Bey dem der Dieb von ungefehr
Die Mutter selbst erblicket,
Vor welcher er sich bücket,
Und bittet, daß vor seinem End'
Er sie noch einmal sprechen könt'.
Es wird erlaubt. Die Mutter will ihn küssen,
Ihr aber wird die Nasen abgebissen.
Der Richter und das Volck erschrickt,
So bald es diese That erblickt,
Muß aber dies' Erklärung hören,
Dis sey der Mütter Lohn, die Kinder Stehlen lehren.
Sie hab' ihm diesen Schimpf gemacht:
Sie hab' ihn an den Galgen bracht:

Und müst' ein Merckmahl seiner Plagen
Fort Lebens lang in dem Gesichte tragen.
Gar wohl: Ob diese Lehr gleich von dem Galgen rührt.
Man lieb' und straffe so, wie's Elteren gebührt,
Und forsche fleißig nach, ob Aergerniß vorhanden,
Und alles tugendsam. Fehlt's an der Kinder-Zucht:
Wird, nicht ohn Hertzeleid und offenbaren Schanden,
Der Kinder Missethat an Eltern heimgesucht.

XVI.

Der Wolff und das Lamm.

Ein Lamm kommt, seinen Durst zu stillen,
Ein Wolff auch, seinen Wanst zu füllen,
An einen und denselben Bach.
So bald der Wolff das Lamm gesehen
Weit unten an dem Wasser stehen,
Stellt er demselben gierig nach.
Ich will, spricht er, mit ihm zu zancken,
Dir jetzund mit dem Hencker dancken,
Daß du das Wasser trüb gemacht.
Das Lamm spricht: sieh den Bach nur fliessen:
Du kanst das Wasser eh geniessen,
Als es zu meiner Stell gebracht.
Wahr ist es, aber höre dorten,
Was waren das für Läster-Worten,
Die du, vor einem halben Jahr,
Zu meinem grösten Schimpff, gesprochen?
Was hab ich, sprach das Lamm, verbrochen,
Als ich noch nicht gebohren war?
So hat dein Vatter mich gescholten,
Dem, sprach der Wolff, ichs nicht vergolten,
Und du bist an des Vatters statt.
Wormit der Böswicht, ohn Gewissen,
Das übermannte Lamm zerrissen,

Und gierig aufgefressen hat.
Man hüte sich nur für Tyrannen,
Die Recht und Billigkeit verbannen,
Und würgen was ihn nichts gethan:
Weil wider ihres Grimmes blitzen,
Die Unschuld nichts auf Erden schützen
Und ihnen widerstehen kan.

XVII.
Ein Hahn und ein Kleinod.

Ein Haushahn scharrt' auf einer Misten
Ein Kleinod unversehns herfür,
Und sprach, was nutzt ein Kleinod mir?
Wenn Hahne dis zu brauchen wüsten,
Es wäre lange nicht mehr da.
So bald er nur ein Körngen sah,
Verschluckt er solches gar behende.
O! wenn der Mensch, was Glück und Zeit
Ihm offters unversehns anbeut,
Nur prüfen und benutzen könte.
Manch Lehr- und Sinnen- reich Gedicht
Findt einer und versteht es nicht:
Drum wil er's lieber gar nicht wissen.
Offt wird ein theurer Schatz verbrannt:
Und offt von einer groben Hand
Ein unvergleichlich Buch zerrissen.

XVIII.
Der Jäger und der Hund.

Die Jugend, die zum Dienst bequem,
Ist grossen Herren angenehm:
Wenn's Alter aber eingetroffen,

So kan man auf den Abschied hoffen.
Im Alter einmal was versehn,
Verdirbt, was Lebenslang geschehn.
So müssen offt, die wohl gelitten,
Ihr Brod noch vor den Thüren bitten.
Ein Jagdhund diente seinem Herrn
Aufrichtig, wohl, und thäte gern,
Was dieser nur von ihm begehrte:
Er war ein treuer Jagd-Gefehrte,
Und holte manches Wildpret ein,
Bald einen Hirsch, und bald ein Schwein.
Und weil er niemals leer geschieden,
War man mit ihm gar wohl zufrieden:
Daß der den Hund recht abgericht,
Denselben um ein Grosses nicht,
Auf der ihm anvertrauten Stätte,
Nur einen Tag entbehret hätte.
Der Hund wird alt: und also kan
Er das nicht thun, was sonst gethan:
Doch will er alles bey dem Jagen,
So gut, als in der Jugend, wagen.
Er treibet einen Rehbock auf,
Und hält denselben in dem Lauf:
Läßt aber, weil die Zähne weichen,
Was er gefasset, wieder streichen.
Der Jäger fluchet, was er kan,
Und fängt den Hund zu schlagen an:
Weil, was er sollen fester fassen,
Er unvorsichtig lauffen lassen.
Hab, spricht der Hund, mit mir Gedult:
Ich selber habe keine Schuld:
Ich wolte gerne junge Zähnen,
Für die beynah verfaulte nehmen.
Du straffest, was ich jetzt nicht kan,
Und denckest nicht, was vor gethan.
Ich kan fürwahr jetzt nicht ermessen,

Warum

Warum du mein so bald vergessen.
Wer seine Jugend gantz verzehrt,
Im Alter einen Danck begehrt,
Und meinet, daß Verdienste gelten,
Der kan sich künfftig wieder melten.

XVIIII.

Der vergnügte Glöckner.

Welch' im Beruf den HErrn umfassen,
Und sich es sauer werden lassen,
Die finden Brod, und haben satt,
Und können weit vergnügter leben,
Als die bey dem, was Gott gegeben,
Der leid'ge Geitz besessen hat.
Ein Schuster hat bey jungen Jahren,
In Kriegesdiensten viel erfahren,
Hat mancher Schlacht mit beygewohnt,
Und wird, weil er bleßirt, erfrohren,
Auch endlich das Gehör verlohren,
Mit der Dimißion belohnt.
Im Alter sucht er aller Orten,
Bis er ein armer Glöckner worden,
Den kümmerlichen Auffenthalt.
Muß Mittag, Abend, und vor Tagen,
An ein' entlegne Glocke schlagen,
Auch wann's im Winter noch so kalt.
Den Ehstand hat er so gepflogen,
Daß er die Kinder wohl erzogen,
Und sie wie seine Frau ernährt;
Zwar arm, doch unter Gottes Segen,
Daß er Bequemlichkeiten wegen,
Nichts mehr von aller Welt begehrt.
So offt er in der Kirchen läutet,
Daß man sich zum Gebet bereitet,

Vergißt er selbst nicht auf dem Knie,
Beym Glocken-Seil sogleich zu beten,
Daß ihn der HErr aus allen Nöthen,
Und Reitzungen der Sünden zieh.
Des Abends als geläutet worden,
Kommt einst der Priester an die Pforten,
Und findet selbig' offen stehn,
Tritt ein, und kan, so muß sich's fügen,
Den Glöckner auf den Knien liegen,
Und zu dem HErren beten sehn.
Ich muß, spricht er, den Dienst zu ehren,
Euch künfftig den Gehalt vermehren:
Ich seh, daß ihr im Amt getreu,
Daß ihr euch Müh genug gegeben,
Und daß nicht, mit der Frau zu leben,
Was ihr bekommt, hinlänglich sey.
Herr, spricht der Glöckner, für die Güthe
Danckt euch mein recht vergnügt Gemüthe:
Den Grössern Lohn nehm' ich nicht an.
Ich lasse meinen Schöpffer walten.
Will dieser mich gesund erhalten,
So hab ich, daß ich leben kan.
Gott giebt genug: ich bin zufrieden:
Und was zu meinem Theil beschieden,
Genieß' ich, Gott sey Danck, in Ruh.
Arm bin ich, ja die Armuth quählet:
Doch hat es mir noch nie gefehlet:
Ich flick' in meinem Hause Schuh.
Man bet' und arbeit' unverdrossen:
So trifft bey dem, was man genossen,
Ein unvermerckter Segen ein.
O! wenn die Reichen sich das gönnten,
Und von dem Armen lernen könten,
Gottselig und vergnügt zu seyn.

XX.

XX.
Der Esel und sein Schatte.

Ein Esel, der in einer grossen Stadt
Der Pferden Pracht nicht zu vertragen schiene,
Flieht, ob er gleich zu leben hat:
Damit er selbst sich nicht zur Schanden diene.
Es folget ihm sein Schatte nach:
Und als er sich ins freye Feld begeben,
Meint er, ohn alles Ungemach,
In Einsamkeit vergnügt zu leben.
Die Fama stellt ihm einen Löwen vor,
Der in der Welt die mächtigste bezwungen.
Da meinet der gehörte Thor,
Es seye nun dem Schatten so gelungen.
Dem, sagt er, will ich widerstehn:
Dem wird es wider mich durchaus in keinen Dingen,
Es mag auch, wie dis gehet, gehn,
Mit aller Stärck und Macht gelingen.
Die Fama spricht auch von dem Wolff und Bär,
Vom Tiger, Elephant, und allen starcken Thieren.
Der Esel meinet, daß es nur sein Schatte wär,
Und glaubet sie großmüthig abzuführen.
Bald will ein Pferd nur seines Weges gehn,
Das dieser Esel auch für seinen Schatten hielte,
Doch schlug es ihn, als er es kaum gesehn,
Daß er zu boden sang, und weiter nichts mehr fühlte.
So geht es offt dem Eigensinn,
Der selber sich in Hochmuth gantz vergessen,
Und alles neben sich boßhafftig immerhin
Nach seinem Thun und Wesen abgemessen.
Was macht ein falscher Christ in einer schönen Stadt,
Den Kluge lang genug in Lieb' erduldet hatten?
Er beißt, er schreyt, er lästert sich gantz matt,
Und streitet nur mit seinem Schatten.

XXI.
Das Kalb und der Stier.

Wenn Schüler ihre Meister lehren:
Gereuet sie bald diese That.
Die Jungen müssen Alten hören:
Von denen kommet guter Rath.
Doch wollen Jungen besser wissen,
Woran die Vätter längst gedacht;
Und werden, daß sie büssen müssen,
Mit ihrem Vorwitz ausgelacht.
Das Hornvieh kam, als im Getränge,
Und wolte zu der Krippen gehn:
Doch weil der Eingang etwas enge,
So must' es nach und nach geschehn.
Ein Stier, mit Hörnern wohl gezieret,
Stutzt bey der Pforten alsobald,
Und machet, weil er's mehr probiret,
Hier einen kleinen Aufenthalt.
Ein Kalb, das solches angesehen,
Spricht, weil's am nächsten bey der Thür,
Er solte nur den Hals umdrehen,
So käm' ein jedes Horn herfür.
Der Stier spricht, was ist hier verlohren,
Daß du, mein Kälbgen, rathen must?
Ich hab, als du noch nicht gebohren,
Dis alles gar zu wohl gewust.
Und sieh', es ist bereits geschehen,
Ich komme so gar offt durchhin.
Komm, wirst du fort mit Hörnern gehen,
So weit, als ich gekommen bin.
Wie kommt man zu der Ehren-Pforten?
Wie lebt man in erwünschter Ruh?
Man sey nicht vorlaut rn den Worten,
Und höre lieber andern zu.

Die

Die Jugend nehme ja zur Zierde,
Wie Klugen allezeit gethan,
Mit Ehrfurcht, Zucht, und Lehrbegierde,
Den weisen Rath der Alten an.

XXII.
Das Lamm und der Hund.

Was guter Rath, findt man mit Schaden,
Wann Hülff und aller Trost vorbey.
Man dencke nur, wem nicht zu rathen,
Daß dem auch nicht zu helffen sey.
Ein Lamm gieng in den Wald spatziren
Muthwillig von der Heerden ab:
Dem in der Furcht, es zu verliehren,
Der Hund die gute Lehre gab:
Geh nicht zu weit, weil in den Hecken,
Wo du wirst allzusicher gehn,
Die grausam gier'ge Wölffe stecken,
Die Schaafen nach dem Leben stehn.
Doch springt das Lamm frech übern Graben,
Und spricht, das wird im grünen Wald
Anitzo nichts zu sagen haben,
Wo meiner Freunden Auffenthalt.
Gleich wird der schüchtre Wolff mich fressen,
Dem ich mein tage nichts gethan:
Laß mich nur gehn, ich will's ermessen,
Ob mir daselbst was schaden kan.
Bleib, sprach der Hund, hüt dich für Schaden.
Das Lämmgen eilet doch darvon,
Läßt sich nichts halten, oder rathen,
Bekommet auch bald seinen Lohn.
Kaum ist es in den Wald gekommen,
Hat es der Wolff, das grimme Thier,
Erschrecklich bey dem Hals genommen.

Drum schrie das Lamm, wer hilffet mir?
Ach! hätt' ich dieses sollen wissen,
Als mir der Hund den Gang verwehrt.
Wird aber alsobald zerrissen,
Und von dem gier'gen Wolff verzehrt.
So müssen viel' in Schande sterben,
Die Wölffen gleich an ihnen frißt:
Weil ihnen, wider das Verderben,
Auf keine Weis zu rathen ist.
Wer gute Lehre leicht verschmähet,
Der eilet zum Verderben hin,
Und findet, wenn es übel gehet,
Die Folge von dem Eigensinn.

XXIII.
Die Zeit und Gelegenheit.

Man lasse die Gelegenheit,
Wenn man sie hat, durchaus nicht schwinden:
Sie lässet sich, zu keiner Zeit,
Wenn sie vorbey, leicht wieder finden.
Ein Jüngling geht vergnügt im Feld,
Daselbst Veränderung zu haben:
Und findet einen Hauffen Geld,
Das längst in einer Höhl vergraben.
Er läßt den Schatz, laufft schnell darvon,
Und will das Glück dem Vatter sagen.
Der kommt erfreut mit seinem Sohn,
Was da gefunden, weg zu tragen.
Allein sie finden, statt der Beut,
Daselbst ein' ausgeleerte Stätte.
Ach! schrie der Vatter, nun ist's Zeit.
Wer's alsobald genommen hätte.
Verzug ist, lieber Sohn, dir jetzt,
So wie du siehst, gar schlecht bekommen.

Ein ander, den es mehr ergetzt,
Hat alles Geld mit sich genommen.
Dir hat sich zwar das Glück gezeigt,
Nun läßt es dir die leere Hände.
Wer dieses Glück, das dir geneigt,
Sein Lebtag wieder finden könte.
Geld findt man wol. Der beste Schatz
Ist in der Weißheit anzutreffen:
Die läßt sich aber auf dem Platz,
Wo sie zu finden, nicht lang äffen.
Auf hohen Schulen wohnet sie,
Wohin zwar die Studenten kommen:
Doch wird sie von denselben nie,
Welch' allzusicher, mit genommen.
Die hier verlohren' edle Zeit
Ist, daß dieselb uns solt gelingen,
Nur zum Gebrauch, in Ewigkeit
Mit keinem Geld zurück zu bringen.

XXIIII.

Die Wölffe und die Schaafe.

Die von Natur in Bitterkeit,
Haß, Neid, und grosser Feindschafft leben,
Versprechen keine Sicherheit,
Ob sie gleich die Versichrung geben.
Der Fried' ist auf Betrug gestellt,
Der Eidschwur gar zu leicht gebrochen:
Wo die Treulosigkeit nicht hält,
Was sie mit Hand und Mund versprochen.
Die Wölffe, die der Hunger nagt,
Belagerten die Heerd' im Felde:
Zu welcher sich doch keiner wagt,
Dieweil ein Schaaf-Hund allzeit bellte.
Als nun die Gierigen verdrießt,

Ohn' Hoffnung in dem Wald zu liegen:
Gedencken sie mit einer List
Die schüchtre Schaafe zu betrügen.
Sie senden einen Friedens-Bott,
Der die Bedingung überbrachte,
Und die bisher in Angst und Noth
Verwirrte Schaafen sicher machte.
Worzu spricht dieser, dient der Streit?
Daß wir in Feindschafft leben müssen:
Und durch der Wölffen Bitterkeit
Wird manches fromme Schaaf zerrissen.
Wenn ihr nur wolt, wie's uns gefällt:
So können wir wie Brüder leben.
Den Hunden nur, welch' euch verstellt,
Müßt ihr zusammen Abschied geben.
Die Schaafen sind zusammen froh,
Und machen hertzlich gerne Friede:
Wenn weiter nichts, so sey es so:
Wir seyn des Bellens lange müde.
Die Wölffe sollen an dem Ort
Sich bey der schönen Heerde laben:
Die Hund' hingegen müssen fort,
Die sie bisher behütet haben.
So bald die Wächter abgeschafft:
Ist alles in der Wölffen Rachen.
Die Schaafen werden hingerafft:
Und dieses heisset Friede machen.
Man klagt, man schreyt, man protestirt,
Man zeiget Siegel, Eyd, und Schwüren:
Allein die Schaafen sind verführt,
Und müssen was ihn lieb verliehren.
So bald den Wolff der Hunger quält,
Wird ein armselig Schaaf geschlachtet,
Dieweil ein anders halb entseelt
In Furcht und Höllen-Angst verschmachtet.
Hier folget eins dem andern nach,

Bis

Bis alles grausam aufgerieben,
Und eins in letzten Zügen sprach:
Ach! wären unser' Hunde blieben.
Der Friede findet keine statt,
Will man sich für Tyrannen bücken:
Wer Boßheit in dem Hertzen hat,
Erfreut sich andre zu berücken.
Man solte die, welch' uns bewacht,
Mit Undanck nicht belohnet haben.
Wir werden nach Verdienst geschlacht,
Und in der Wölffen Bauch vergraben.
Wer an den Meineyd schon gewöhnt,
Der schämet sich auch keiner Lügen:
Und wenn er sich zum Schein versöhnt,
Ist seine Lust nur zu betrügen.
Die Einfalt wird allzeit berückt,
Wenn sie der Feinden Schwüren glaubet;
Und, weil sie wehrloß, unterdrückt,
Bis alles, auch das Blut, geraubet.

XXV.

Hochmuth und Einbildung.

Der Hochmuth macht die Menschen klein:
Und bilden sie sich gleich was ein,
So müssen sie doch in Gebehrden,
In einem aufgeblasnen Gang,
In Kleidung, und dem Narren-Rang,
Der gantzen Welt Gelächter werden.
Margretha war ein eitel Weib,
Das offt, zu seinem Zeitvertreib,
Aufs Marckt und in die Kirche gangen:
Zu sehn, wie der und der sich bückt,
Wie dies' und jene sich geschmückt,
Und selbst in ihrem Putz zu prangen.

Ihr Rang war nur noch allzu klein.
Doch endlich trifft ihr Wünschen ein,
Und sie gilt mehr im Weiber-Orden,
Sich etwas groß hervor zu thun,
Dieweil ihr Mann im Städ'gen nun
Mit Ehren Burgermeister worden.
Drum lacht dem gantz entzückten Weib,
Ich weiß nicht wie, das Hertz im Leib:
Ihr Dünckel ist kaum zu ergründen:
Sie hat nun einen höh'ren Sinn:
Und die Frau Burgemeisterin
Weiß selber nicht sich drein zu finden.
Ihr Kopfzeug muß nun breiter stehn:
Man mercket selber in dem Gehn,
Wie hoch sie mit dem Rang gestiegen.
Sie dreht den Halß zur Freundlichkeit,
Und mercket, ob auch alle Leuth
Sich tieff genug vor ihr verbügen.
Sie kommt zur Kirchen etwas spat,
Als man schon ausgesungen hat,
Und alle Weiber, die vorhanden,
Beym Eintritt dieser ihrer Kron,
In Andacht und Devotion,
Den Text zu hören aufgestanden.
Frau Margreth Burgemeisterin
Erstaunet sehr, und bildt sich in,
Das Aufstehn sey nur ihretwegen.
Sie grüßt und dancket jedermann,
Daß ihr solch' Ehren angethan,
Und wünschet ihnen allen Segen.
Nun sitzt, spricht sie, Frau Nachbarin,
Weil ich schon überzeuget bin,
Welch' Hochachtung ihr für mich heget:
Ich bleib euch doch wohl zugethan,
Obgleich mein allerliebster Mann
Die Burgemeister-Würde träget.

Ey, saget hier, sagt dorten hin,
Weil nun die Burgemeisterin
Sich auch gesetzt, sie möchten sitzen.
Die Frau lacht, was sie lachen kan,
Und sieht erstaunt Frau Margret an:
Doch weiß sie sonst was vorzuschützen:
Und spricht, gleich wie's befohlen ist,
Ihr liebe Leuthe, daß ihr's wißt,
Frau Margreth wird in ihrem Prangen
Es lieber sehn, wenn man fein still
Sich gleich auch wieder setzen will,
Wann sie zum Stuhl vorbey gegangen.
Die gantze Kirch' ist voller Freud,
Und spricht, das Weib ist nicht gescheut,
Das so für eitlem Hochmuth stincket,
Und sich, in dem verwirrten Sinn,
So groß als eine Königin,
Vielleicht auch etwas grösser düncket.
Als sie den Sonntag wieder kam,
Und ihren Gang wie vormals nahm,
Ist niemand vor ihr aufgestanden,
Als der im Spott nur ihrer lacht:
Denn Eigenlieb und Hochmuth macht
Die Burgemeisterin zu schanden.
Man hört das Sprichwort überall,
Der Hochmuth kommet vor dem Fall.
Was will der arme Mensch im Leben,
Ob er in grossen Ehren steht
Und über seinem Nächsten geht,
Der Erdenkloß, sich überheben?
Die Ehr' ist ohne Tugend klein:
Man bilde sich nur nichts drauf ein,
Wenn man in höh'ren Stand gekommen:
Es haben viel', in Eitelkeit
Und allzugrosser Sicherheit,
Ein gar betrübtes End genommen.

XXVI.
Der Fuchs und die Fliegen.

Läßt die Begierde sich noch stillen,
Und der sonst leere Beutel füllen:
So habe man Gedult mit ihr,
Sonst kommt ein noch viel gier'ger Thier.
Ein alter Fuchs, der in den Wäldern,
In Thälern und gepflügten Feldern,
Aus mancher Angst, Noth, und Gefahr
Der Hund' und Jäger kommen war;
Hatt' auf dem Rücken eine Wunde,
Wo neulich ihm die Haut vom Hunde
Zerrissen worden, mit gebracht,
Als er sich schnell darvon gemacht.
Drey Finger breit, wo das geschehen,
War ein gantz rohes Fleisch zu sehen:
Worauf, als einem toden Aß,
Ein gantzer Hauffen Fliegen saß,
Die sich vom Blut der Thieren nähren,
Und deren sie sich kaum erwehren.
Mit Fliegen lag er als bedeckt
In einer Wiesen ausgestreckt.
Ein junger Fuchs besucht den Krancken,
Und höret ihn von weitem ancken.
Er klaget, tröstet, wie er kan,
Und zeiget Heilungs-Mittel an.
Wie seine Vettern kranck gewesen,
Und alle wiederum genesen:
Also verspricht er, weil er jung,
Auch diesem gute Besserung.
Er will ihm selber Mittel reichen,
Und ein vortreflich Pflaster streichen,
Das vielen Wunden gut gethan,
Wenn er es nur vertragen kan.

Inzwischen will ich diese Plagen,
Die Fliegen, von der Wunde jagen.
Denn sollen die, zu deiner Pein,
Frech, unverschämt und gierig seyn?
Für deine Güthe, spricht der Krancke
Bleib' ich verbunden, und mit Dancke
Nehm' ich, was mir nur helffen kan,
Von deiner guten Meinung an.
Die Fliegen nnr, die mich umgeben,
Laß sitzen, weil sie jetzund eben
Von meinem Blute dick und voll,
Und keine mehr geniessen soll.
Sind diese von mir weggenommen,
So werden schleunig andre kommen,
Die jetzund noch der Hunger nagt,
Und ich bin desto mehr geplagt.
Sie haben mich genung gestochen,
Biß die Begierden abgebrochen,
Und eine jede Fliege satt
Von meinem Leib genossen hat.
So pflegt es allen Herrn zu gehn,
Um welche die Bediente stehn:
Die wollen, biß auf Marck und Bein,
Fein dick und fett gemästet seyn.
Die lasse man nur immer bleiben:
Denn wolte man sie nun vertreiben,
So kommen ander' an die Statt,
Die noch mehr Geitz besessen hat.

XXVII.

Ein Gauckler und ein Bauer.

Ein Gauckler preißt mit vielem pralen
Dem Volck sein neues Stückgen an:
Läßt sich dafür zween Groschen zahlen,

Und spielt poßierlich, was er kan.
Er wickelt sich in seinen Mantel,
Und gruntzet eben wie das Schwein.
Ein Bauer mercket solchen Handel,
Und spricht, soll dieses alles seyn?
Ich wolt' es eben auch so machen.
Er macht es würcklich noch so gut.
Doch jedermann fängt an zu lachen,
Und spottet dessen, was er thut.
Gedult, spricht jener, nur bis morgen:
Dieweil hab ich mich recht probirt.
Er kommet, hält sein Schwein verborgen,
Und wird zum Wett-streit aufgeführt.
Der Gauckler gruntzt, und wird erhoben.
Der Bauer gruntzt, vielmehr sein Schwein:
Doch will denselben keiner loben:
Die Wette muß verlohren seyn.
Allein derselbe zeigt mit Lachen,
Was in der That gegruntzet hat.
Er spricht, was wolt ihr Richter machen:
Denn hier verräthet sich die That?
Kaum bleibt Verstand von einer Untzen,
Wo man die Wahrheit gar vergißt.
Natürlich soll der Gauckler gruntzen,
Und nicht, dem's angebohren ist.
So geht es nun bey Groß- und Kleinen:
Der Wahn behält die Oberhand.
Nicht die was sind, nur die was scheinen,
Die werden jetzt darfür erkant.
Denn Vorurtheil und Liebe machen
Ein jedes Ding nur werth und schlecht.
Wer macht, bey so verkehrten Sachen,
Auch wenn es gantz natürlich, recht?

XXVIII.

XXVIII.
Das unnütze Glück.

Ein Mann, der immerfort in Sorgen,
In Armnth und Verdruß gelebt,
Und dem sein' Arbeit alle Morgen,
So wie sein Creutz, vor Augen schwebt;
Wird endlich alt, und muß erkrancken.
Es ist bereits um ihn gethan:
Nichts, als der Tod, ist in Gedancken,
Daß er sich kaum mehr helffen kan.
Er lieget in den letzten Zügen,
Als er zum Erb' im Testament,
Das sonsten jedermans Vergnügen,
Von einem grossen Guth ernennt.
Was sollen mich, spricht er, die Schätzen,
Nach überstandnem sauren Schweiß,
Noch an dem Lebens End' ergetzen,
Da ich sie nicht zu brauchen weiß?
So pfleget offt das Glück zu lachen,
Und zeiget sich nur allzuspat,
Den Znstand leidlicher zu machen,
Wenn man es nicht mehr nöthig hat.
Weil an dem Ende derer Tagen
Die Menschen all einander gleich:
Wer wolt' alsdann nach sonst was fragen,
Als dem gewissen Himmelreich?
Wir hoffen dermaleins zu siegen,
Wann alles auf der Welt vollbracht:
Wer das erlangt, kan sich vergnügen,
Daß er der Menschen Güther lacht.

XXVIIII.

Der schädliche Reichthum.

Der Reichthum zwar ist keine Sünde,
Doch giebt er die Gelegenheit.
Wenn der nicht in dem Wege stünde,
Wär manches Hertze noch erfreut.
Der Mammon pfleget mit dem Quälen
In einem festen Band zu stehn:
Und also müssen arme Seelen
Im Uberfluß zu grunde gehn.
Ein Priester dienet' auf dem Lande
Beym Altar seinem Gott getreu,
War recht vergnüget in dem Stande,
Gottselig ohne Heucheley,
Und war mit dem, was Gott beschieden,
Wenns nur zur höchsten Nothdurfft war,
Allzeit von Hertzen wohl zufrieden:
Genug, er lebte vom Altar.
Was Gottes Kinder da bescheren,
Kommt seiner Dürfftigkeit zu gut:
So kan er Frau und Kinder nähren,
Und zeiget einen frischen Muth.
Er hatte weiter nicht zu sorgen:
Es sorgt' ein jeder Tag für sich:
Und Gott erzeigt sich alle Morgen
An seinen Kindern väterlich.
Der Priester wuste nichts von Plagen,
Von Aengsten oder einer Noth,
Noch sonst von einem Creutz zu sagen:
Er hatte Segen und sein Brod.
Was wolt' er also mehr verlangen?
Er hatte täglich zur Gebühr
Von seinem Kirchendienst empfangen,
Und danckte seinem Gott darfür.

Und was geschiht? O welche Fülle!
Er wird, so wie's ihn recht ergetzt,
In seines Nachbars letzten Wille,
Zum reichen Erben eingesetzt.
An Baarschafft, nebst den andern Gaben,
Welch' er so bald auch zu sich nahm,
Solt' er zwölff tausend Thaler haben:
Das ihm vortreflich wohl bekam.
Nun kont' er Wein und Speise wehlen,
Und in der That recht vornehm thun,
Beständig seine Thaler zehlen.
Auch fremde Gäste kommen nun,
Dem Herrn Pastoren aufzuwarten,
Welch' erst den Priester auf dem Land,
Im schlechten Hauß, im schlechten Garten,
Und seiner Armuth, nicht gekannt.
Das Geld will jederman verehren,
Es ist der Abgott dieser Welt:
Von Tugend will jetzt niemand hören,
Die Ursach' ist, sie hat kein Geld.
Pfui, sie muß wohl gar betteln gehen:
Pfui, wer macht sich mit der gemein?
Es wird ihr aller Tord geschehen,
Biß sie wird reich und vornehm seyn.
So muß es unserm Priester glücken:
Der hat nun Geld und Ehren satt:
Weiß aber sich nicht drein zu schicken,
Dieweil er überflüßig hat.
Der Gottesdienst wird kaum verwaltet:
Sein vormals frölich Hertz ist hin:
Die Sorgfalt und sein Fleiß erkaltet:
Das Geld liegt ihm nur in dem Sinn.
Der Schlaff ist weg. Die feine Sachen
Muß der nun reich gewordne Mann
So Tag, als Nacht, mit Fleiß bewachen,
Daß er nicht weiter ruhen kan.

Ach! denckt er, daß man auf dem Lande,
Nicht in den festen Städen ist.
Vielleicht kommt eine Diebes-Bande:
Die Schelmen sind doch voller List.
Ich muß mit Waffen und mit Hunden,
Vielleicht bricht diese Nacht wer ein,
Mit starcker Mannschafft alle Stunden,
Als in dem Krieg, versehen seyn.
Den Schatz wolt ich nicht von mir geben,
Denn der liegt unter meinem Haupt:
Biß dieses mir so liebe Leben
Mir einer derer Schelmen raubt.
Es geht doch vieles auf das Schmausen.
Wie, wenn ein gutes Theil verzehrt?
Wir dürffen weiter so nicht hausen,
Wenn die Familie sich vermehrt.
Soll dis hier ohne Zinse liegen?
Dort ist ein todes Capital.
Soll der und der mich auch betrügen?
Gefahr und Schaden überall!
Was soll ich viel vom Gelde sagen?
Der Priester ist gantz umgekehrt.
Der muß sich mit Gedancken schlagen,
Daß ihm so Schlaff, als Ruh verwehrt.
Er muß so Tag, als Nacht sich kräncken.
An Gott wird wenig mehr gedacht:
Des anderen nicht zu gedencken.
Und dieses hat das Geld gemacht.
Die Reichthum auf der Welt empfangen,
Die dancken Gott, und sehen zu,
Daß sie das Hertze nicht dran hangen:
Sonst kostet's alle Freud und Ruh.
So nimmt, das Heyl beyseit zu setzen,
Der leid'ge Geitz die Seelen ein.
Viellieber wolt' ich ohne Schätzen
Gottselig und vergnüget seyn.

XXX.
Der Rang-Streit.

Zween Hunde, die von einer Grösse,
Gleich kühn und laut, doch gar nicht böse,
Begegnen sich auf einem Pfad:
Und keiner will dem andern weichen,
Dieweil ein jeder seines Gleichen,
Und keinen Höh'ren, vor sich hat.
Der eine schnaubt, der andre quellet:
Der eine knurrt, der andre bellet:
Doch keiner weichet, wie er kan.
Nachdem sie sich die Zähn gewiesen,
Weiß keiner etwas zu beschliessen,
Und fangen einen Rang-Streit an.
Der eine spricht, weich aus dem Pfade:
Mein Herr ist einer aus dem Rathe,
Den in der Stadt ein jeder kennt.
Nein, sprach der andre, du must weichen:
Mein Herr ist einer von den Reichen,
Den man den grossen Hanßen nennt.
Nachdem sie lange disputiret,
Wem auf dem Pfad der Rang gebühret:
Bestimmen sie die Zeit und Stell,
An welcher dieser Streit zu schlichten,
Nicht durch das Recht, wer wolte richten?
Sie überlassen's dem Duel.
Ein jeder ist voll Angst und Schrecken,
Und meint sich hintern Herrn zu stecken:
Die kehren sich doch nirgends an.
Ein jeder suchet Secundanten,
Die unter Freunden und Bekanten
Von Beyden keiner finden kan.
Ob sie gleich auf die Ehre pochen,
Gereut sie doch, was sie versprochen:

Das Duelliren bringt Gefahr.
Ein jeder muß, daß sie sich schlagen,
Selbst seine Haut zu Marckte tragen,
Das Beyden ungelegen war.
Doch weil bereits das Wort gegeben,
So wagen sie nun auch ihr Leben,
Ob's gleich mit grosser Furcht geschicht.
Sie wünschen nur, daß fromme Leuten
Sie wieder voneinander scheiden.
Allein auch das geschiehet nicht.
Als sie einander überfielen,
Rieff einer, laßt die Hunde spielen:
Es hat ihr Beissen keine Noth.
Noth? ja, sprach einer derer Helden,
Doch muß es unser Fell entgelten,
Beißt gleich kein Hund den andern tod.
Halt, Bruder, wir wolln uns vertragen,
Und weiter nichts vom Range sagen:
Die Narrheit haben wir gethan.
Welch' Eitelkeit, daß wir uns beissen,
Um vornehm in der Stadt zu heissen,
Der keiner von uns werden kan.
Offt ist kein Hertz bey vielem bellen:
Und die sich meisterlich verstellen,
Bezeigen endlich in der That,
So bald es auf das höchste komen,
Daß sie die Thorheit eingenommen,
Regieret, und gestürtzet hat.
Der Hochmuth dienet nur zum Plagen:
Und Ehrgeitz, soll ichs sicher sagen,
Ist wahrlich Narren nur gemein.
Um einen Rang ohn' Ehre streiten,
Muß jetzund, wie zu allen Zeiten,
Zum Hunde-Recht verdammet seyn.

XXXI.
Die Schweine und der Esel.

Ein Esel sah die Schweine mästen,
Und hätte mit den saubern Gästen
Gar gerne Compagnie gemacht:
Allein er wurde von den Trögen
Mit einer guten Tracht der Schlägen
Gar bald in seinen Stall gebracht.
Da klagt er über sein Geschicke,
Und das so gar partheylich Glücke,
Das allzeit ihm zuwider sey:
Er müste schwere Lasten tragen,
Und würde noch darzu geschlagen,
Bey wenig Futter, Stroh, und Heu.
Die Schweine, die gantz ruhig liegen,
Und kaum einmal den Rücken biegen,
Bekämen allen Uberfluß,
Brod, Suppen, Rocken, oder Gersten,
Worbey, auch solten sie gleich bersten,
Durchaus sie niemand stören muß.
Ach! schrie der Esel nach der Pforten,
Warum bin ich kein Schwein geworden?
Und warum mästet man mich nicht?
So könt' ich faule Tagen haben,
Und mich mit schöner Gersten laben,
Die mir bey saurem Schweiß gebricht.
So fährt er fort sich zu beschweren:
Muß aber bald erstaunend hören,
Daß die so wohl gemäste Schwein',
Einander selbst zu Mord-Gefehrten,
Von ihrem Herrn geschlachtet werden:
Deswegen sie erbärmlich schreyn:
Daß man uns so vollauf gegeben,
Ach leider! Kostet uns das Leben:

Daß der bisher uns Guts gethan,
Und häufig Futter zugemessen,
Weil wir uns dick und fett gefressen,
Nun unser Fleisch geniessen kan.
Der Esel spricht, ists so beschaffen?
Wie kan man sich so leicht vergaffen?
Dergleichen Futter mag ich nicht,
Das, wenn es reichlich zugeflossen,
Und eine kurtze Zeit genossen,
Gemästeten die Hälse bricht.
Ich wünsche jetzund keinen Wechsel,
Und bleibe gern bey Stroh und Hechsel.
Den Schweinen gönn' ich immerhin
Die mit dem Tod verknüpffte Masten:
Will selber meinseits lieber fasten,
Wenn ich darbey nur sicher bin.
Wie gerne will ich mager bleiben,
Den Hunger mit dem Stroh vertreiben,
Und leiden, was ich leiden kan.
So wird man mir das Leben gönnen,
Mich wenigstens nicht schlachten können,
Wie denen Schweinen hier gethan.
Ach! daß die Menschen dieses wüsten,
Und liessen sich nicht das gelüsten,
Was, wenn es ihnen auch gelingt,
Daß sie sich gut dabey befinden,
Eh sie dasselbe recht ergründen,
Den allergrösten Schaden bringt.
Man hüte sich für denen Gaben,
Welch' Unglück zum Gefolge haben,
Und trachte mehr nach Sicherheit.
Ein Kluger ist bereit und fertig,
Auf das nicht so, was gegenwärtig,
Zu sehn, als auf die künfft'ge Zeit.

XXXII.

Ein Geitzhalß u. sein Gevatter.

Betrug ist zwar auf keine Weis' erlaubt,
Hat einer aber uns betrogen,
Und heimlich unser Gut geraubt,
So wird durch List ihm solches recht entzogen:
Und einem jeden ist, zum Seinigen zu kommen,
Wie das geschehen kan, in Rechten unbenommen.
Ein Geitzhals hat viel Geld,
Das er an sich und seinem Maul ersparet,
Und das sein Abgott auf der Welt,
Den er bisher in grosser Angst bewahret.
Er hält sein Hauß zu klein darzu,
Und fürchtet, daß es Diebe hohlen,
Die manchen Ort der Nachbarschafft bestohlen.
Deswegen hat er keine Ruh.
Die Nächte bringt er schlafloß hin,
Und sorgt, es möcht' ihm in dem Alter fehlen.
Des Tags muß er die Thaler zehlen:
Die liegen ihm stets in dem Sinn.
Glaubt endlich, sie recht wohl verwahrt zu haben,
Wenn er sie tieff genung am sichern Ort vergraben.
Der Anschlag, wie sein Eigenthum,
Geht lange Zeit ihm in den Kopff herum,
Biß er ihn seinem Freund entdecket,
Der sein Gevatter Dieterich.
Der spricht, dieweil das Geld ihm eine Lust erwecket,
Gevatter, ja das thäte ich.
Ich will das Geld euch helffen tragen,
Und keinem Menschen etwas sagen.
Sie tragen in der That auch einen Sack voll Geld,
Der schönsten Gülden und Ducaten,
Auf dieses reichen Mannes Feld:
Und niemand solt's errathen.
Nach wenig Tagen kommt der Mann,

Der seinen Schatz dahin gethan,
Und will sein' Augenweide haben:
Findt aber, welcher Schmertz! daß er schon ausgegraben.
Er schweiget still, und geht nach Haus,
Und bittet Dieterich zum Schmauß,
Als hab' er seines Geldes wegen
Noch viel mit ihm zu überlegen.
Gevatter, spricht er, nun ists gut,
Daß dort mein Geld vergraben lieget.
Drum hab' ich einen guten Muth,
Und weiß gewiß, daß mich kein Schelm betrüget.
Ich habe noch zwey tausend Thaler hier,
Wenn's euch gefällt, so wollen wir
Auch morgen Nachmittag den sonst verlaßnen Segen
Zum andern Schatz in meinen Acker legen.
Dem hüpfft das Hertz, er meint, er hätte schon
Auch dieses Geld darvon.
Er eilt nach Hauß, in Meinung mehr zu haben,
Und bringet wieder, was vergraben:
Auf daß der Mann, bey seiner Meuterey,
Nur sicher sey.
Allein der ist so bald dahin gegangen,
Hat das gestohlne Guth da wiederum empfangen,
Und jauchzend aus dem Feld nach seinem Hauß gebracht.
Zu schanden ist der Dieb durch den Betrug gemacht.
Der mag das Geld, das er gestohlen,
Nun, wenn er kan, bald wieder hohlen:
Er findt gewiß die Stätte leer:
Und sein Gevatter traut ihm nun und nimmermehr.
Die Narren zwar vergraben ihre Güther,
Bekommen sie auch selten wieder;
Ja Narren sind, die so der Geitz besessen,
Daß sie von ihrem Guth sich Guts zu thun vergessen:
Doch ist ihr Anschlag nicht zu schelten,
Wenn sie Betrug betrügerisch vergelten.
Wer List mit List bezwingen kan,
Ist in der That ein kluger Mann.

XXXIII.

Der Mensch und die Fliege.

Ein Kahlkopff sitzt vor seiner Thür,
Um an der Sonnen sich zu laben,
Wie's offt geschiht: kan aber hier
Für Fliegen keinen Frieden haben.
Sie schnurren ihm vor seinem Angesicht,
Und eine mehret so die Plagen,
Daß sie den kahlen Kopff nun gar empfindlich sticht:
Worauf er mit der Hand erzörnt nach ihr geschlagen.
Sie wird verfehlt, und spricht zum Mann,
Du woltest mich vermuthlich töden,
Da ich dir doch nicht weh gethan:
Und welche Straff' ist nun vonnöthen,
Da du dich selbst so hefftig schlägst?
Ich wolte, sagt der Mann, ich hätte dich getroffen,
Weil du dein Gifft noch bey dir trägst:
Der Mensch hat von sich selbst nur alles Guts zu hoffen.
Versöhnung ist so gleich bereit,
Ob ich mich selber schon geschlagen.
Sieh dich nur für:
Dich trifft die Bitterkeit:
Du hast nach mir
Und meiner Straffe nicht zu fragen.
Was einer an sich selbst gethan,
Darff wahrlich nicht ein anderer probiren.
Es wird die Schmach den gar empfindlich rühren,
Der selber sich durch nichts empfindlich machen kan.

XXXIIII.

Wissenschafft gehet vor Reichthum.

Es ist doch wahr, was jener Weise schreibet,
Daß Dürfftigkeit der Tugend Schwester sey:

Und die Erfahrung spricht, daß es darbey,
So lang gelehrte sind, auch unverändert bleibet.
Denn die des Reichthums Fülle haben,
Die fragen nicht nach den Gemüthes Gaben.
Als Heidelberg im grösten Flor
Und Überfluß die Musen nährte:
That' ein gelehrter sich hervor,
Den jederman zu sehn begehrte.
Er stund' im grossen Rang: und wer ihn nur gekant,
Both ehrerbietig ihm die Hand.
Ein jeder hatt' ihn gern,
Und ehrt' ihn, nach Verdienst, als einen grossen Herrn.
Ein Reicher nur, der aufgeblassen,
Wolt' ihm die rechte Hand nicht lassen,
Und meinte, daß, wer arm, ob er gleich hochgelehrt,
Nicht der geringsten Achtung werth.
Ich, war sein Wort, leb' im geehrten Stand:
Was will doch der Pedant?
Ich nur, und meines gleichen,
Ich meine nur die Reichen,
Vermögen alles in der Stadt,
Wo dieser kaum ein armes Hüttgen hat.
Er kan, wie wir, den Staat nicht führen:
Er kan ja nicht einmal tractiren:
Wann wir, zu schmaussen, insgemein
Vergnüget bey einander seyn.
Wir fahren offt, dem armen Tropf zum Possen,
In Chaisen und Carossen.
Ihm folget kein Laquey:
Wir haben derer zwey
Auch manchmal drey,
Die, daß wir alles neue wissen,
Auf denen Strassen lauffen müssen.
Er trägt nur ein verschabtes Kleid:
Wir wechseln allezeit
Mit Trapd'argent und mit Trapd'or.

An

An solche Kleidung darf der kahle Narr nicht dencken,
Wir müsten dann zuvor
Ihm, aus Barmhertzigkeit, ein abgelegtes schencken.
Wir seyn bey grossen nur gelitten,
Die offters uns zum Spiel und zur Gesellschafft bitten.
Gehn wir zum Schmauß,
Bleibt er zu Hauß:
Und wann wir uns beym Wein vergnügen,
Muß er, in gröster Dürfftigkeit,
So, wie wir wissen, allezeit
Nur über seinen Büchern liegen.
Wann wir in Compagnie,
Gleichwie die grösten Herren, prangen,
Muß er so spat, als früh,
Im finstern Loch, verhaßte Grillen fangen.
Und diese Grillenfangerey
Muß, dencket doch, Verdienste heissen.
Vielmehr ist unsre Meyerey
Und die Consumtion zu preisen,
Davon die gantze Stadt genießt:
Wann jener sich verschließt,
Und einen Thaler kaum weiß für ein Buch zu zahlen.
So pflegte dieser reiche Mann,
Der dem gelehrten Tord gethan,
Aus Neid und Ubermuth, von seinem Stand zu prahlen.
Das hörte der Gelehrte zwar,
Dieweil er aber klüger war,
Ließ' er sich nichts von allem Lästern mercken.
Er lachte nur der Eitelkeit,
Und sucht' in allen seinen Wercken,
Was Gott und die, so Lobens werth, erfreut.
Ich bin vergnügt, sagt er in seinem Sinn,
Wenn ich geschickt in meinem Amte bin,
Und will es anderen von Hertzen gerne gönnen,
Daß sie mit ihrem Geld sich lustig machen können.
Und was geschicht?

Man glaubt es nicht,
Wie bald die Sachen sich verändern;
Und sieht es doch in allen Ländern.
Die gute Pfaltz, die schöne Stadt
Wird von Frantzosen gantz verwüst.
Der reiche Mann hat alles eingebüßt.
Die Feinde rauben, was er hat.
Er selber muß mit Weib und Kindern flühen.
Auch der gelehrte muß leer seine Strasse ziehen.
Sie kommen beyd' in Franckfurt an,
Und haben kaum ein Hemd auf ihrem Leibe.
Den einen bittet jedermann,
Daß in der Noth er bey ihm bleibe.
Man schencket ihm ein neues Kleid,
Und Geld genung, daß er zu leben habe.
Der reiche geht zerlumpt in seiner Dürfftigkeit,
Und bittet vor der Thür nur eine kleine Gabe.
Den sieht der hier berühmte Gast,
Und reichet ihm von seiner Fülle.
Der reiche danckt dem guten Wille:
Und seufftzet: Ach! daß du gar nichts gelernet hast.
Der, den ich allezeit veracht,
Kan, durch die Wissenschafft, auch in dem Elend, leben,
Und den die Kunst empor gebracht,
Allmosen in der Noth, auch denen reichen, geben.
Ein jeder preiset seine Gabe:
Doch die Erfahrung langer Zeit
Betheuret, daß Gelehrsamkeit
Den Vorzug für dem Reichthum habe.
Man trotze ja nicht auf die Güther:
Das Glück ist allzuschlüpferich:
Es setzet einen in den Stich,
Und nimmt, was es gegeben, wieder.
Der Reichthum kan gar leicht verschwinden:
Die Kunst ernährt, und geht durchs Land.
Und also kan, in jedem Stand,
Wer was gelernet, Nahrung finden.

XXXV.
Der Prahler Courage.

Die Schwätzer wolln den Teufel bannen,
Wenn ihnen keiner widersteht;
Und lauffen sporenstreichs von dannen,
So bald die Noth an Manne geht.
Zween Pilger sind auf einer Strassen
In Hoffnung und Vertraulichkeit,
Einander nimmer zu verlassen.
Kommt's, spricht der eine, zu dem Streit,
Daß Strassenräuber auf uns stiessen,
Wolt' ich, mein Bruder, lieber sehn,
Daß alle Kräffte mich verliessen,
Als daß ich solte von dir gehn.
Du solst mich einen andern heissen,
Werd ich sie nicht, auf Löwen Art,
In hundert tausend Stücken reissen.
Versichert, meine Gegenwart
Soll dir für eine Mauer dienen,
Die gantz unüberwindlich ist.
Ich bin zu deinem Schutz erschienen,
Weil du vielleicht zu furchtsam bist.
Weil sie noch von der Sache reden,
Eräussert sich schon die Gefahr.
Es schiesset einer, sie zu töden,
Der in der Näh verborgen war.
Menalcas fleucht, der groß gesprochen.
Der Mörder fällt den einen an,
Der diese Frevelthat gerochen,
Und ihn erlegt. Als das gethan,
Der Mörder mit dem Tod gerungen,
Und weiter nichts mehr fürchterlich,
Kommt der versteckt' hervorgesprungen,
Und schreyt, der Hencker hohle dich,

Du Schelm solst meinen Arm empfinden.
Ja, mit dem Maul, sprach jener drauf,
Kanst du die Feinden überwinden:
Drum höre nur zu prahlen auf.
Wenn du bey mir, verzagter, blieben,
Und nur geruffen, so wie jetzt:
Wir hätten den vielleicht vertrieben,
Dem ich allein mich widersetzt.
Und hätt' ihn nicht mein Schwerd besieget,
So läg' ich selbst in meinem Blut,
Wie nun der Strassenräuber lieget,
Dem deine Drohung nichts mehr thut.
Die mit dem Maul die Helden fällen,
Erwarten nimmer ihre Hand:
Denn Hunde beissen nicht, die bellen,
Und Prahler halten keinen Stand.

XXXVI.

Die betrogene Hoffnung.

Es kracht ein Berg: er macht ein solch Gethön,
Daß Menschen überall mit Hauffen,
Das Abentheur mit anzusehn,
In gröster Furcht zusammen lauffen.
Es acht und kracht der Berg noch immerfort,
Und alles Volck will sich bereden,
Es sey der grosse Berg mit einem grossen Ort,
Wie London und Paris, in denen Kindes-Nöthen.
Die Nachbarschafft erstaunet sehr,
Und wartet destomehr,
Was aus dem Berge möchte werden.
Und sieh', es kommt, aus abgeworffner Erden,
Ein überall verachtes Thier,
Ich mein' ein arme Mauß, herfür.
Ein jeder schämet sich, und will sich nicht dran kehren.

So

So wunderlich diß Mehrlein anzuhören,
So wird dergleichen doch von vielen nachgemacht,
Die der gelehrten Welt, ich weiß nicht was, verheissen
Ein jeder muß, worauf ein Pralhanß lang gedacht,
Die herrlichste Geburt auch im Verlangen preisen.
Kommts aber an das Licht: wie heißt das schöne Kind?
Es ist zwar keine Mauß, doch ist es lauter Wind.

XXXVII.

Die Kunst ernährt.

Ein Held erweißt der Weißheit Gunst:
Weil ohne sie die Thaten leicht vergessen.
Den Ruhm erhebt gelehrte Kunst,
Durch welch' allein wir, was geschehn, ermessen.
Als Scipio, der tapfer' Held,
Sich Meister von Carthago machte,
Und jedermann sein Lösegeld,
Zum Dienst des Uberwinders, brachte:
Stund' einer, der zerlumpt, zerlapt,
Im Mantel, als in einer Decke.
Wer steht, spricht unser Held, verkapt,
Gleich als ein Narr, dort in der Ecke?
Warum ist dieser Kerl bey mir,
Der Bettelkerl, im Saal erschienen?
Man weiß' ihm alsobald die Thür:
Er möchte sich sonst mehr erkühnen.
Bald hört er, ein Philosophus,
Desgleichen wenig' in den Landen,
Bey welchem gar kein Uberfluß,
Hab ihn zu sehn sich unterstanden.
Ey, spricht er, ist es dieser Mann,
So müssen wir ihn billig ehren,
Und ob ihn was vergnügen kan,
In Lieb' und allen Gnaden hören.

Er rufft ihm, in der schlechten Tracht,
Er höret ihn aufmercksam reden:
Und wie's derselbe vorgebracht,
Hülfft er ihm gleich aus allen Nöthen.
Die Weißheit schwinget sich empor,
Wenn Ungemach sie gleich zu Boden schläget:
Man zieht sie unverhofft hervor,
Daß sie vergnügt die Sieges-Palmen träget.
Kommt einer bis zum Bettel-Stand:
So wird sein Lob doch überall erschallen.
Es geht die Kunst durchs gantze Land,
Und muß zur Noth auch Feinden wohlgefallen.

XXXVIII.

Der Wolff und die Ziege.

Die sich mit Trug und arger List
Bey jedermann verdächtig machen:
Derselben muß, wer sicher ist,
Zu desto größrer Schande lachen.
Der Wolff erscheint beym Ziegenstall,
Und meint den leeren Bauch zu füllen:
Dieweil er sonsten überall
Nicht fande, was nach seinem Willen.
Er dachte, weil du hungrig bist,
Und du mit nichts dich weist zu laben:
So wird vielleicht noch eine List
Die lang gewünschte Würckung haben.
Holla! nun, liebe Barbara,
So rufft der Wolff nächst an der Pforten,
Dein lieber Bruder Wolff ist da,
Weil wir nun gute Freunde worden.
Nachdem man lang genung gekriegt,
Und Feindschafft überall regieret,
Da jetzund der, bald der gesiegt,

Daß jeder Theil doch viel verliehret:
Erscheint der Friedens-Bott allhier,
Auch dir vergnüget anzusagen,
Daß künfftig auf der Welt kein Thier
Ein anderes befugt zu plagen.
Der Friedens-Schluß soll allgemein,
Und Freundschafft unter allen Ständen
Gleich wieder hergestellet seyn,
Die sonsten sich leicht schaden könten.
Der Löw' hat das Gesetz gemacht,
Daß wer den Frieden brechen wolte,
Und wär' er noch so groß geacht,
Am lichten Galgen hangen solte.
Und diß ist allen kund gethan:
Du wirst es selbst vielleicht schon wissen,
Drum nehme mich zum Bruder an,
Daß wir einander liebreich küssen.
Willkomm, versetzt die Ziege drauf:
Wie lieb ist mir diß anzuhören!
Jetzt lößt mein Herr all' Hunden auf,
Die Freud und Freundschafft zu vermehren.
Die werden dich mit einem Kuß,
Mein lieber Bruder, gleich empfangen.
Weil ich denselben weichen muß,
Werd' ich hernach darzu gelangen.
So bald der Wolff die Hunden hört,
Die doch an Ketten fest gesessen,
Streicht er darvon, entrüst, gestört,
Und muß des Friedens bald vergessen.
Betrügerey geht selten an:
Und der den andern frech belogen,
Wird, daß er's deutlich mercken kan,
Zwar billig und mit Recht, betrogen.
Mit gleicher Müntz wird er bezahlt:
Die Falschheit wird gar leicht verrathen,

Und so, wie Neidhard abgemahlt,
Sich selbst am allermeinsten schaden.

XXXIX.
Die Frösche und die Wasser-Schlange.

Seht, wie der Mensch die gute Tagen
So wenig, als das Kreutz, vertragen,
Noch sich in etwas schicken kan.
Ist einem gleich sein Theil beschieden,
Ist er darmit doch nicht zufrieden,
Und sieht sein Schicksal sauer an.
Die Frösche lebten nach Gefallen,
Und schienen recht beglückt bey allen,
In einer weiten sichren See:
Sie konten alle, guter Dingen,
Ans Land, und in die Pfützen springen,
Und quaxten ohne Leid und Weh.
Doch wolten sie, mit allen Gaben,
Auch einen eignen König haben,
Der sie mit Recht regieren könt':
Und Jupiter erhört ihr Bitten.
Doch wird zu keiner Wahl geschritten:
Weil er ihn einen Balcken sendt.
Der hat mit unverhofftem Knallen,
Doch nur in dem herunterfallen,
Die Frösche dergestalt erschreckt,
Daß sie, nicht gantz verzehrt zu werden,
Den Augenblick sich, von der Erden,
In ihrem tieffen Schlamm versteckt.
Sie sehn den Balcken stille liegen,
Zu welchem sie sich bald verfügen,
Zu sehn, ob er's vertragen kan.

Sie springen ab, und kommen wieder,
Spatzieren an ihm auf und nieder.
Der Balcke kehrt sich nirgends an.
Wie sie bey allen ihren Wercken
Des Balcken gute Meinung mercken,
Der ihnen niemals widersteht:
Thut keiner mehr, was er thun sollen,
Zusammen thun sie, was sie wollen,
Und äffen ihre Majestät.
Sie senden endlich ihre Botten,
Dem König, dessen sie nur spotten,
Fortan nicht unterthan zu seyn:
Sie bitten nun um einen neuen.
Und Jupiter, sie zu erfreuen,
Erhöret sie, und willigt drein.
Die gröste derer Wasserschlangen
Soll nun zu dieser Ehr gelangen,
Der dienet und gehorchet fein:
Die wird, mit ihren scharffen Bissen,
Die Frevler schon zu straffen wissen,
Und eurer gar bald mächtig seyn.
Sie kommt gantz sacht' herbey geschlichen.
Kein Fröschlein ist damals entwichen.
Sie freuen sich in ihrem Sinn,
Und sprechen, nun ist unser Hoffen
Und Wünschen endlich eingetroffen:
Hier ist die beste Königin.
Allein sie fängt bald an zu schinden,
Und frisset alles, was zu finden.
Als nun gar wenig' übrig sind,
Die sich in gröster Furcht verkrochen:
Klagt einer, was wir uns versprochen,
Ist was uns nun zum Tod verbindt.
Wir konten in der Freyheit leben.
Der König, welcher uns gegeben,
Stund keinem, weil er gütig, an.

Nun müssen wir, an statt der Freuden,
Den scharffen Biß der Schlangen leiden,
Dem einer kaum entgehen kan.
So geht es. Weil die gute Tagen
Im Wohlstand selten zu vertragen,
Und niemand mit sich selbst vergnügt:
Sieht mancher, welchem nicht zu rathen,
Daß Elend, Jammer, Noth, und Schaden,
Sich selbst nach seinem Wunsche fügt.
Zu spät muß mancher seiner Sünden
Und grosser Thorheit Reu empfinden,
Wann er sich selbst zuschanden macht.
Ein kluger weiß sich vorzusehen,
Und seufftzet nicht, wenn was geschehen,
Das hatt' ich nimmermehr gedacht.

XL.

Treue Liebe wird belohnet.

Daß derer Menschen Lieb' und Trey,
Auch in der grimmen Barbarey,
Mehr als die schnöde Wollust gelte:
Das lerne man, wenn anders nicht,
Aus dem bekanten Lehr-Gedicht,
Und was ich jetzt von einem Schäfer melde.
Ein edel-treu-verliebtes Paar,
Das in Apulien, nächst am gestatte,
Ein' angesehne Heerde hatte,
Und in der Einsamkeit bey sich vergnüget war,
Wird unversehns getrennet.
Ein Raub-Schiff landet an,
Der Schäffer bringet, wie er kan,
In grössester Geschwindigkeit,
Sein' Heerde nur in Sicherheit.
Indessen wird sein Schatz vom Räuber-Volck berennet,
Und mit der Beut, die solch Gesindel macht,

Weh-

Wehklagend in das Schiff gebracht.
Der Schäffer hört diß Lamentiren,
Kommt schnell zurück, und sieht mit größtem Schmertz,
Daß sie sein halbes Hertz,
Zur Sclaverey, von dannen führen.
Er rufft, er schreyt, ob's möglich sey,
Sein alles, ja sich selbst, zur schweren Sclaverey,
Für ihre Freyheit hinzugeben:
Weil er nicht ohne sie könt' oder wolte leben.
Sie spotten seiner an dem Ort
Nur immerfort,
Und lassen ihre Segel streichen.
Der Schäffer überwindt sein gröstes Ungemach,
Springt in das Meer, und schwimmet ihnen nach,
Kan würcklich auch das Schiff erreichen.
Er waget alles, was er kan.
Die Räuber nehmen ihn aus Unmuth endlich an.
Er hört nicht auf um seine Frau zu klagen,
Biß sie den Sclaven, auf das Blut,
Gestossen und geschlagen.
Hier lerne man, was Liebe thut.
Die Reise wird in Schmach und Thränen überstanden:
Dieweil sie bald in Tunis Landen.
Der Schäffer und die Schäfferin
Sind nun beysammen, doch getrennet,
Vergnügt, und mißvergnügt im Sinn,
Daß man sie beyde Sclaven nennet.
Dem Day wird endlich vorgebracht,
Wie sich der Schäffer selbst zum treuen Reiß-Gefehrden
Und ihrem Sclav gemacht;
Zwar mit Verlust der allerschönsten Heerden:
Im schweren Dienst, und unerhörter Pein,
Nur allezeit bey seiner Frau zu seyn.
Der Day kan diß ohnmöglich glauben.
Man, spricht er, kan wohl Sclaven rauben:
Daß einer aber selbst, nur weil er liebt,

Sich in den Stand begiebt,
Weiß niemand leicht sich zu besinnen.
Jst's aber so, wer wolte nicht die Treu
Und Lieb' auch in der Sclaverey,
Wie sie's verdienet, lieb gewinnen.
Er schicket eilends hin,
Und hört den Schäffer selber reden:
Bald fragt er auch die Schäfferin:
Und rettet beyd' aus ihren Nöthen.
Er macht sie frey, beschencket sie,
Und lobet, was bey Türcken nie,
Vielleicht auch nicht an andern Orten,
Gesehen noch gehöret worden.
Bleibt, Kinder, spricht er ihnen zu,
Bleibt ungestört in der vergnügten Ruh:
Durchaus nichts soll die Liebe stören,
Die, wenn sie Tugendhafft, so wie die Treu, zu ehren.
Bleibt, wenn ihr wollet, stets bey mir,
Und seyd vergnügt in eurem Stande.
Sie danckten diesem Herrn darfür,
Und eilten wohl beschenckt nach ihrem Vatterlande.
Die Tugend wird zwar offt gedrückt,
Und kaum in ihrem Glantz erblickt,
Doch kan sie niemals untenliegen.
Zumalen muß im Lieben Treu,
Beständigkeit oh' Heucheley,
Und Ehrfurcht alle Noth besiegen.

XLI.

Der Fuchs und der Wolff.

Man fragt nur, was der Nächste macht,
Und meint, daß der allein nichts tauge;
Desselben Splitter wird veracht,
Der Balcke nicht im eignen Auge.

Es

Es hört der Fuchs vom Gast-Gebott,
Worzu gemäste Hühner kommen:
Welch' er dem reichen Wirth, zum Spott,
Im Angesicht, hinweg genommen.
Als ihm der Wolff entgegen kam,
Der unvermerckt auf einer Wiesen
Ein armes magres Lämmgen nahm,
Aus Noth desselben zu geniessen:
Spricht dieser Fuchs, darff diß geschehn?
Wie lange wilst du, Bößwicht, rauben,
Den Schaffen nach dem Leben stehn,
Und grimmig wider alles schnauben?
Pfui, schäme dich der Gierigkeit:
Laß einem jeden seine Güther:
Laß jedes Thier in Sicherheit,
Und gib, was du gestohlen, wieder.
Weil mit Gewalt und falscher List
Dergleichen nur sich anzumassen,
Dem Himmel so zuwider ist,
Daß er's nicht ungestrafft kan lassen.
Ja, spricht der Wolff, du redest schön:
Ich solte dir bald alles glauben:
Hatt' ich dich selber nicht gesehn
Dem Wirth die beste Hühner rauben.
In arger List, Betrug, und Schand',
Auch denen allergröbsten Sünden,
Wird niemand leicht im gantzen Land,
Mein Lehrer, deines gleichen finden.
Ist's wahr, was du jetzt vorgebracht,
So must du das im Wandel zeigen.
Wer selber sich zuschanden macht:
Der beßre sich, und lerne schweigen.
So geht es, leyder! überall.
Man sucht die Fehler leicht zusammen,
Und klaget über den Verfall,
Muß aber sich doch selbst verdammen.

XLII.
Die Fliege und die Ameiße.

Man rühme sich der Sünden nicht.
Denn wer sich dessen unterstanden,
Macht, ob ihm keiner widerspricht,
Sich selber offenbar zuschanden.
Die Fliege schilt ein' Ameiß' aus,
Daß sie nicht das, was sie, geniesse,
Und sich in ihrem engen Hauß,
Bey schlechter saurer Kost, verschliesse.
Mein Aufenthalt ist überall,
Wo Lust und aller Reichthum wohnet.
Kein' Herrschafft, kein vergnügter Ball,
Kein Altar wird von mir verschonet.
Ich darff mich auf der Königin
Erwehlten Schmuck und Nase setzen.
Ich kan mich laben, wo ich bin,
Und stets auf neue Weiß' ergetzen.
Ich bin so gleich bey jeder Kost;
Genieß' am ersten Leckerbissen:
Mich träncket derer Götter Most,
Worvon kaum andre Thiere wissen.
Ich finde meinen Tisch bereit:
Ich darff nichts kauffen oder borgen:
Ich leb' in aller Uppigkeit:
Und darff für keine Nahrung sorgen.
All' Arbeit ist mir unbekant,
In dem vergnügten vollen Leben.
Deswegen muß ein jeder Stand
Mir überall den Vorzug geben.
Die Ameiß' aber lacht', und sprach:
Elendes Thier, was wilst du sagen?
Es ist dein gröstes Ungemach,
Wie deine Wollust, zu beklagen.

Du rühmest, was dir schädlich ist:
Du raubest, was dir nicht gebühret:
Und wirst, weil du verhasset bist,
Mit Gifft und Schlägen abgeführet.
Dein' Unverschämtheit bringet dir
Gar leicht den Untergang zuwegen:
Und deine Faulheit, glaube mir,
Kan sich allein den Sommer regen.
Du sorgest für den Winter nicht:
Drum kanst du diesen nicht erleben,
Und must, weil dir die Lust gebricht,
Erstarret an den Mauren kleben.
Pfui schändlich-grober Pralerey!
Wer wolte nicht die Fliegen hassen,
Welch' offentlich, und ohne Scheu,
Von andrer Leuten Güther prassen.
Nur Tugend und Bescheidenheit,
Der Weißheit angenehmste Proben,
Fleiß, Demuth, Ehrfurcht, Sparsamkeit,
Und kluge Sorgfalt ist zu loben.

XLIII.

Der Fuchs und der Drache.

Ein Fuchs will sich, ein sicher Hauß zu haben,
Aus seiner Höhlen weiter graben,
Und kommt auf ein verborgen Loch:
Da sieht er einen grossen Drachen
Begierig einen Schatz bewachen.
Er stutzet zwar, begreifft sich doch,
Und bittet, daß der Drach' ihm nicht verargen möge,
Weil er gantz unversehns, auf unbekanntem Wege,
Zu seiner Wohnung kommen sey:
Der Zuversicht, er werd' ihm nimmer schaden,
Noch seinen Aufenthalt verrathen.

Erlaube mir, sagt unser Füchsgen frey,
Zu fragen, was du so verborgen
In diesem finstern Loch zu thun und zu besorgen?
Ich habe, spricht der Drach' in einem düstern Thon,
Hier weiter nichts zu machen,
Als einen theuren Schatz sorgfältig zu bewachen.
Geniessest du dann nichts darvon?
Nein, das darff ich nicht wagen.
Auch die nicht, welch' in Noth dir ihren Jammer klagen?
Durchaus nicht, weil es heilig Gut.
So wirst du weder dir, noch and'ren etwas gönnen?
Fürwahr mir selber nichts, wenn's noch so nöthig thut.
Du wirst zuweilen doch hier ruhig schlaffen können?
Das wollen ja die Götter nicht.
So sag' ich, sprach der Fuchs, dir in das Angesicht,
Die so, wie du, sich bey den Schätzen quälen,
Sind zu dem ärmsten Volck zu zehlen.
Ihr Elend ist so groß, ihr Kummer so gethan,
Daß niemand ihn aussprechen kan.
Ja Narren sind es, die das Essen
Und Schlaffen bey dem Geld vergessen.
Was nutzet einem dann sein Guth,
Davon er nimmermehr sich was zu gute thut?
Ein Geitzhalß schmachtet nur, bey allen Glückes-Gaben,
Und suchet, weil er sie bewahret, mehr zu haben.
Wer so gesinnt, und sein Verderben sucht,
Ist warlich eine Drachen-Zucht.

XLIV.

Ein Mann und eine Otter.

Man suche mehr die Boßheit zu ersticken,
Als wider sich und and're zu erquicken.
Ein armer und liebreicher Mann
Geht auf dem Feld in Winter-Tagen,

Und trifft daselbst ein' Otter an,
Die gantz erstarrt kaum ihre Noth kan klagen.
Mein lieber Mann, ich bin schier todt,
Und, wie du siehst, erstarret und erfrohren:
Ach! rette du mich aus der Noth,
Sonst bin ich schon verlohren.
Ich will darfür erkäntlich seyn,
Und auf der Welt eh' alles missen,
Als dir nicht in der That allein
Mein Leben Lebenslang forthin zu dancken wissen.
Der gute Mann erbarmet sich,
Und nimmt die Otter auf, im Busen zu erquicken.
Kaum wird sie warm, so fängt sie an zu nicken,
Und giebt dem Mann den Geiffer-vollen Stich,
Um ihn mit ihrem Gifft zu töden.
Der sagt in denen letzten Nöthen:
Nun hab' ich meinen Lohn bekommen:
So muß es allen denen gehn,
Die Böß' in ihren Schutz genommen,
Und ihnen nicht beyzeiten widerstehn.
Ich armer Mann empfind' es nun.
Die Feind' in ihrem Busen tragen,
Und Bösewichtern Gutes thun,
Die müssen, doch zu spät, ihr' Einfalt selbst beklagen.
Ja, der ist wohl sein eig'ner Feind,
Der's allzu gut mit denen Bösen meint.

XLV.

Die Schiffs-Leute und der Steurmann.

Nur das geschieht,
Was Gott versieht,
Dem müssen wir nicht widerstreben,

Und allezeit in Gott gelassen leben.
Denn Ubermuth ist Lachens werth,
Und alles Elend wird durch Ungedult vermehrt.
Das Volck, das sich zu Schiff begeben,
Muß zwischen Lufft und Wasser schweben,
Und einen starcken Sturm ausstehn.
Sie waren all' in Tods-Gefahr,
Und Furcht, es möcht ihr Schiff nun gar
Zerreissen und zu Grunde gehn.
Hier hörte man ein kläglich Schreyen,
Daß alle schon verlohren seyen,
Und nicht ein Mensch sich retten könt':
Es wolte jetzt das grimmig' Element
Die Menschen mit dem Schiff verschlingen.
Da sah' man erst ein Händeringen,
Als sincken sie und stürben schon,
Indem sie mit bestürtztem Lallen,
In gröster Desperation,
Untröstbar auf den Boden fallen.
Der Himmel klärt sich wieder auf.
Als mit dem Stürmen derer Winden
Die Wellen auf der See verschwinden,
Bekommt das Schiff den recht erwünschten Lauff.
Das Volck sieht sich dem Todt entrissen,
Und jauchzet überlaut, für ungemeiner Freud',
Weil sie, für jenen Sturm, die gröst' Annehmlichkeit
Mit Worten nicht recht auszusprechen wissen.
Ach! sprach der Steuermann,
Ihr liebe Leuthe, seyd in eurem Glück gelassen,
Weil, in der Hefftigkeit, was über alle massen,
Sich gar zu leicht verändern kan.
Ihr möchtet jetzt für Freude wohl zerspringen,
Und eben woltet ihr schon mit dem Tode ringen.
Lernt hier vielmehr des Glückes Unbestand.
Wenn's wohlgeht, überhebt bey Leibe nicht die Freude,
Und seyd nicht zu verzagt im Leide:

Denn

Denn Glück und Unglück wird wie Wetter umgewandt.
Abwechslung herrschet auf der Erden:
Vor Abend kan es anders werden:
Und was geschieht, hat Gott gethan.
Wohl dem, der sich in alles findet,
Und so mit der Gedult das Elend überwindet,
Als gute Tag' ertragen kan.

XLVI.

Ehre ohne Verdienste.

Ihr Herrn Doctores zürnet nicht,
Wenn euch so grosser Tord geschicht,
Daß der Unwissenheit Gefehrten,
Die Eseln, auch Doctores werden.
Die Böcke ziert ein langer Bart.
Als einer nun von gleicher Art
Dem angeseh'nen Weiber-Orden,
Den Ziegen, mitgetheilet worden:
Beschwerten sich die Böcke sehr,
Daß ihnen diß nachtheilig wär',
Und einer Schanden gleich zu achten,
Wenn Ziegen sich zu Böcke machten.
Als diß dem Jupiter geklagt,
Wurd' ihnen bald zum Trost gesagt:
Sie solten sich zufriede geben,
Und nur wie tapffre Böcke leben:
Es komm' auf das, was man gethan,
Und auf den langen Bart nicht an:
Wormit die Männer sich vergnügen,
Und den auch stumme Fische trügen.
Wer Wissenschafft und Tugend hat,
Vergnüget sich nur mit der That,
Und wird auch denen, die nichts können,
Den Rang und Namen gerne gönnen.

XLVII.

Die Eigenliebe.

Kein Wunder, wie leicht zu ermessen,
Daß Menschen, die sich selbst vergessen,
Nicht wissen, was ihn selbst gebricht.
All' ihre Thaten sind zu preissen;
Was ausser ihnen, böß zu heissen:
Daß einer nur den andern richt:
Selbst aber seine grobe Sünden
Nicht kan auf seinem Rücken finden.
Ein Buckelrück meint, daß er schön,
Und hält es sich für eine Ehre,
Daß er so wohl gewachsen wäre,
Weil er den Rücken nie besehn.
Als der zu seines gleichen kommen,
Und dessen Buckel wahrgenommen:
Spricht er, wie daß der arme Mann
Sich noch darff bey die Menschen wagen,
Der an dem Rücken nur zu tragen,
Und sich kaum recht verbeugen kan.
Wie mag der Tropff im Bette liegen?
Er wackelt als in einer Wiegen:
Man solte sich an ihm versehn.
Nichts geht doch über Leibes Gaben.
Der Mensch muß sich versündigt haben,
Und nun mit einem Buckel gehn.
Er untersteht sich ihn zu fragen:
Wie kanst du diese Last ertragen?
Wie kommt das? und was schadet dir?
Der Mensch empfindet diesen Schmertzen,
Und spricht: Elender, wilst du schertzen:
So stelle dich dir selber für.
Du hast dich nicht an mich zu kehren,
Noch meinen Kummer zu vermehren:

Das

Das Kreutz hab ich mit dir gemein:
Wenn du dich selber woltest nennen,
Und ohne Heucheley bekennen,
Was in der That wir beyde seyn.
Der Menschen lasterhaffte Triebe,
Der Hochmuth und die Eigenliebe
Verderben, was sonst wohlgestalt:
Ein jeder muß sich selbst gefallen:
Die Fehler haben sonst in allen
Den ärgerlichen Aufenthalt.
Nur andre werden durchgezogen,
Geschimpfft, verachtet, und belogen:
Worbey der Mensch sich selbst vergißt.
So pflegt es, leyder! zu geschehen,
Daß arme Sünder das nicht sehen,
Was tadelhafft an ihnen ist.

XLVIII.
Der Jugend Eigensinn.

Ein loser Knabe, der von Muthwill eingenommen,
Dem nicht zu rathen war, ein rechter Eigensinn,
Weiß, daß auf einem Fluß bald der, bald der geschwommen:
Und das gefället ihm: er schwimmet auch dahin.
Aus Unvorsichtigkeit kommt er dem Strom zu nah,
Der in dem schnellen Lauff ihn schon mit sich gerissen:
Daß welche dis gesehn, ihm nicht zu helffen wissen.
Sie schreyen destomehr: sieh da, der Knabe da:
Er kommt gewißlich um: Ach! will ihn niemand retten?
O weh! o weh! wenn wir nur eine Stange hätten:
Er sinckt, er lebet kaum, dort muß er untergehn.
Ach! daß wir ohne Hülff' ihn hier ersauffen sehn.
Ein Schiffer höret dis, er mercket die Gefahr,
Und sieht das arme Kind in Todes Nöthen schweben.
Er springet in den Fluß, und waget selbst sein Leben:

Erhaschet endlich auch den Knaben bey dem Haar,
Und reisset aus dem Strom ihn auf das trockne Lande.
Der Knab ist selber sich zu helffen nicht im Stande:
Der ihn gerettet hat, erweißt ihm Vatters Treu.
Wie sich der Knab' erhohlt, und die Gefahr vorbey,
Wirfft dieser Bösewicht den guten Mann mit Steinen,
Und spricht, du alter Schelm, mit Unmuthvollem Weinen,
Was hab ich dir gethan, daß du, zum Schmertz und Prast,
Bey denen Haaren mich heraus gezogen hast?
Wer dieses sieht und hört, erstaunet, daß der Knabe
Nicht grössre Lieb' und Danck dem treuen Retter habe.
So geht es insgemein: es will der Unverstand
Im grossen Ungemach viel lieber untergehen,
Als mit der Straff' und Zucht, von derer Lehrer Hand
Zurück gezogen seyn, und sich errettet sehen.

XLIX.

Der Fuchs und der Bock.

Wer Honig in dem Mund, und Gall im Hertzen hat,
Den falschen Freund, und dessen bösen Rath,
Auch was wir sonst Verführung nennen,
Muß mancher allzuspät mit Schimpf und Schand' erkennen.
Ein Fuchs war einstens, auf der Flucht,
Als er sich zu verbergen sucht',
Und nicht gar wohl in acht genommen,
In einen tieffen Brunnen kommen.
Hier weiß er nicht, wo aus, noch ein,
Und muß als ein Gefangner seyn:
Er sitzt zu tief, und kan, zu weichen,
Mit springen nicht den Rand erreichen.
In grössester Verlegenheit,
Kommt noch ein Bock zu rechter Zeit,
Und sieht, als im vorüber gehen,
Den armen Fuchs im Brunnen stehen.

Ey, spricht der Bock, ist dieses Wasser gut?
Freund, sagt der Fuchs, wie mir zu muth
Bey dieser angenehmen Quelle,
Das siehst du ja: von dieser Stelle,
Wo jetzt das beste Wasser quillt,
Geh' ich nicht, biß der Durst gestillt.
Dergleichen ist nicht mehr zu haben:
Drum will ich mich rechtschaffen laben.
Probir es nur und steig' herein:
Ich weiß, du wirst vergnüget seyn,
Und, was im Brunnen zu geniessen,
Mir immerfort zu dancken wissen.
Komm, macht er ihm den Appetit,
Komm, lieber Bruder, trincke mit,
Eh jemand von der Güte höret,
Und unser Beyder Freude störet.
Wohl, sprach der Bock, und stieg dahin,
Dieweil ich eben durstig bin,
Laß mich das schöne Wasser schmecken.
Der Fuchs stieg an ihm auf, und ließ den Lecker stecken.
Nun trincke, rief er ihm herab,
Was ich genung gekostet hab.
Ich will indessen weiter gehen,
Und, wenns geschehen kan, dich künfftig wieder sehen.
Man traue dem Betrüger nicht:
Wenn der von Lieb' und Freundschafft spricht,
Spielt er gewiß den schlechsten Possen,
Und hat den Untergang schon über uns beschlossen.
Dieweil, wer böß, nicht seine Nuppen läßt,
So fliehe man ihn, wie die Pest:
Sonst muß man seine Tück', als die nicht zu ergründen,
Mit Schaden und Gefahr, bald in der That empfinden.

L.
Die Feile und die Katze.

Von Katzen spricht man insgemein,
Daß sie gar falsch und trüglich seyn;
Ja daß die Eigenschafft der Katzen,
Gefährlich bey dem Lecken kratzen.
Doch ohne List und Heucheley
Schlich eine Katz zur Schreinerey,
Und meinet, weil das Werckzeug offen,
Sie habe was zu naschen angetroffen.
Findt aber sich in Stich gesetzt,
Und untersteht sich gar zuletzt
An einer scharffen Feil zu lecken und zu nagen.
Die Zunge fängt zu bluten an.
Sie meint, es sey um diese Feil gethan,
Hingegen habe sie den Sieg darvon getragen.
Drum lecket sie und beisset desto mehr,
Verwundet ihre Zunge sehr,
Und muß von ihrem Feind, der scharffen Feilen, hören:
Du Thörin wilst dich selbst verzehren?
Mir schadet deine Zunge nicht.
Und was frag' ich nach deinem Beissen?
Da selbst das ungezwungen' Eisen
Durch meinen Stahl und Schärffe bricht.
So geht es denen Läster-Zungen
Bey reiner Unschuld immerfort:
Sie thun sich selbst den grösten Tord,
Und werden durch die Macht der Tugenden bezwungen.
Und trifft ein Lästermaul hier seines gleichen an,
So ist es offenbar um all sein Glück gethan:
Denn wer zu beissen meint, wird selber so gebissen,
Daß beyde Theilen offt zu schanden werden müssen.

LI.
Der Jäger und das Windspiel.

Ein Jäger war von Freuden eingenommen,
Als er ein Windspiel überkommen,
Das unvergleichlich in dem Fang;
Dem, wenn es auf ein Wild gesprungen,
Nie sein erhitzter Sprung mißlungen.
Und seinen Herrn gereute gar kein Gang.
Er liebt' und rühmte diesen Hund,
Daß er nicht seines gleichen hätte:
Er wagt deswegen eine Wette:
Macht diese Freud an allen Orten kund:
Und die mit diesem Windspiel jagen,
Erfreuen sich von ihm zu sagen,
Was seine Ferdigkeit gethan.
Der Jäger hatte solche Proben,
Daß er es nicht genugsam loben
Und überall erheben kan.
Doch läßt er diesen Hund so dürr und dünne schmachten,
Daß alle Hund' ihn neben sich verachten.
Als sich der Hund zu starck ermüdet hat,
Wurd nicht sein Lob, doch sein gar wenig Essen,
Und seine magre Kost vergessen.
Es war der Hund für Hunger satt,
Und must', ob's schad' ihn zu verliehren,
Bey seinem grossen Lob crepiren.
Dem Windhund sind Gelehrte gleich,
Welch' einen grossen Ruhm erjagen.
Man lobet sie, doch nur bey leerem Magen,
Und machet Ignoranten reich.
Was soll man die Verdienste lohnen?
Da Musen selbst auf dürren Hügeln wohnen.
Sie haben Ehre gnung, darbey auch ihre Noth:
Man gönnet ihnen Lob, doch kaum ein stückgen Brod.

Man

Man hat es lieb und werth, ihm aber nichts zu geben,
Soll dieses arme Volck nur von dem Winde leben.

LII.

Socratis kleine Hauß.

Der weise Socrates baut sich ein kleines Hauß,
Das ihm bequem genug zum Auffenthalt geschienen,
Auch einen frommen Gast nach Würden zu bedienen.
Die schnöde Tadelsucht war gleich darüber aus.
Was, spricht sie, wil der Mann mit diesem Häusgen machen?
Es wird die gantze Stadt hier seiner Thorheit lachen.
Ist dieses auch ein Nest für einen grossen Mann?
Er kan sich in dem Loch kaum regen noch bewegen.
Wohin will er den Gast, der ihn besuchet, legen?
Auch haben seine Freund' ihm dieses kund gethan:
Die können, weil sie selbst ihr Mißvergnügen zeigen,
Was sie darvon gehört, dem Manne nicht verschweigen.
Ich hab', antwortet er, mein Häußgen schon bereut.
Und wolte Gott, ich könt' es, recht nach meinem Willen,
Denn daran fehlt es nicht, mit wahren Freunden füllen:
Die, leyder! nun so rar, daß ihnen dis zu weit.
An Freunden fehlt es nicht, welch' einen offt besuchen.
Sich meisterlich verstelln, und hinterm Rücken fluchen:
Verschwinden aber bald all' in der Zeit der Noth.
Ein Kluger soll allein sich wahre Freunde wehlen:
Die lassen aber sich an denen Fingern zehlen:
Es geht, so wie man spricht, ein Dutzet auf ein Loth.
Wohl dem, wer eingeschrenckt, und frey von aller List
In seinem Hause wohnt, darinn er sich vergnüget,
Ohn' Uberfluß und Pracht, sich nach Vermögen schmieget,
Und für dem Uberfall der Falschheit sicher ist.
So wird er seine Ruh mit leichter Müh' erlangen,
Und einen wahren Freund mit wahrer Lieb' empfangen.

LIII.

Die von denen Wisseln überwundene Mäuse.

Nach langem zweiffelhafftem kriegen,
Und einer tapfren Gegenwehr,
Kan endlich derer Wisseln Heer
Der Mäussen groß' Armee besiegen.
Das Mäusse Volck hat einen Pracht
Mit seinen Generals gemacht,
Und ihnen Hauben aufgesetzet.
An welcher grossen Eitelkeit
Ein jede Mauß, nicht ohne Neid,
Sich, in der Niedrigkeit ergetzet.
Sie sagen oder dencken all:
Warum bist du nicht General?
Du köntest auch die Hauben tragen:
Die Zierd' ist aber nicht für dich.
Deswegen viele jämmerlich
Ihr widerwärdig Glück beklagen.
Als nach der Schlacht nun auf der Flucht
Ein jeder sich zu retten sucht:
Erreichen diese Höhl' und Hecken.
Die Oberst' irren überall,
Und bleiben, zur gewissen Qual,
Mit ihren grossen Hauben stecken.
Die Sieger folgen ihnen nach
Und finden, welches Ungemach!
Die Mäuß' in ihrem Zierath hangen:
Die hier und da sich zwar versteckt;
Weil aber sie die Mütz' entdeckt,
Sind dies' elende bald gefangen.
Als eine Mauß, die leicht entflieht,
Die Obersten zerfleischen sieht:

Sprich

Spricht sie: nun lern ich hier zumalen,
Der Klein' entwischt des Siegers Wuth:
Der Grosse muß mit seinem Blut,
Nur wegen seines Prachts, bezahlen.
Das hindert einen, was geziert.
Und wenn man lang herum geführt,
Erkennet man erst seine Sünden.
Der Staat und Rang ist nur Betrug.
Mit andrer Schaden werd' ich klug,
Und lerne Freud in Demuth finden.
Von Kleinen werden übersehn,
Welch' in dem grösten Range stehn.
Und die vergnügt in Armuth leben,
Erfahren, ob gleich mit Verdruß,
Daß viele, bey dem Uberfluß,
In unerhörten Nöthen schweben.
Was wünschen offt die Menschen nicht,
Ob's ihnen gleich die Hälse bricht?
Man strebe nicht nach hohen Dingen,
Die wenn sie, mit dem schönsten Pracht,
Die Menschen recht vergnügt gemacht,
Dieselb' offt um das Leben bringen.
Die Niedrig' und vom Mittel-stand
Sind sicherer im gantzen Land,
Als die mit ihrem Ansehn prangen.
Es bleibet dieser Herrlichkeit,
In Friedens- und in Krieges-Zeit,
Am ersten in der Falle hangen.

LIIII.

Das Rennthier und der Bär.

Welch' allzeit hinterm Ofen sitzen,
Erfahren nichts von aller Welt,
Und straffen, selber sich zu schützen,

Was ihnen anders vorgestellt.
Ein Rennthier aus dem kalten Norden,
Das recht zu reisen aufgelegt,
Besuchet weit entlegen' Orten,
Wohin es seine Läuffer trägt.
Es hatte nicht so viel vonnöthen,
Als sonsten manch verliebtes Blut
In Franckreich, Dennemarck, und Schweden,
Zum blossen Zeitvertreib, verthut;
Als einer derer teutschen Affen
In dem bezaubernden Paris,
Sich nach Plaisir nur umzugaffen,
Vor wenig Wochen sitzen ließ;
Als mancher um Galanterien,
Die mehr als Wissenschafft beliebt,
Und überall genung beschrien,
Betrügerischen Juden giebt.
Die Reise gieng nach Wunsch von statten:
Der Tisch war unverhofft gedeckt:
Von denen, die geborget hatten,
Der Cavalier nicht aufgeweckt.
Kein Postillon war ihm zuwider:
Er legte sich, wann's ihm gefiel,
Gantz ohne Sorgen schlaffen nieder,
Und setzte selbst sich Maaß und Ziel.
Er durffte keinen Paßport zeigen:
Kein Räuber griff ihn mördrisch an:
Er forscht' und sah', ohn' einig neigen,
Was niemand sonst leicht sehen kan.
Er liesse seinen Muth nicht sincken,
Und folgte derer Klugen Rath,
Sich selber nichts, wie die, zu düncken,
Welch' Eigenlieb' ersticket hat.
Das Rennthier reiset gar behende,
Durch Moscau, derer Türcken Land,
Und ferner an Egyptens Ende,

Biß es zuletzt die Lienie fand'.
An Madagascar blieb es stehen,
Erstaunend hier den Mittel-Creiß,
Sonn, Mond, und alles anzusehen,
Worvon man nichts in Norden weiß.
Es merckt den Staat, und ließ sich sagen,
Was in dem gantzen Land geschicht.
Die Hitze kont' es nicht vertragen:
Drum war auch hier sein Bleiben nicht.
Der Fremdling war zwar wohl gelitten,
Doch fand' er nirgends hier sein Glück,
Und eilete mit vollen Schritten
Den ihm bekanten Weg zurück.
Kommt endlich, nach vollbrachter Reise,
Ermüdet in sein Vatterland:
Woselbsten er nach alter Weise,
Was er verlassen, wieder fand'.
Er grüßt den Bären: ist willkommen:
Verehret seine Majestät:
Wird, als ein Gast, hier aufgenommen,
Gefragt, woher, wohin, wie's geht.
Das Rennthier freut sich zu beschreiben,
Was in der gantzen Zeit geschehn:
Und was, die hinterm Ofen bleiben,
Noch nie gehöret, noch gesehn.
Mein Herr, sprach es zum grimmen Bären,
Ist's mir erlaubt, so sag' ich frey,
Daß unser Wünschen und Begehren
Weit anders als der andern sey.
Daß weit erhabne Königreichen,
Welch' ein gar weites Meer umschließt:
Und selbst die Thieren sich nicht gleichen:
Weil Erd' und Himmel anders ist.
Kein Thier wird mich doch überwinden,
Sagt der ergrimmte Bär darzu.
Ja viele, viele sind zu finden,

Die grösser, stärcker auch, als du.
Ho, ho, fängt dieser an zu brummen.
Gewiß, Herr Bär, das glaub' er mir.
Für Löwen solt' er bald verstummen,
Erzitttern für dem Tigerthier.
Wie gantz erstaunlich sind die Drachen?
Wie schädlich derer Schlangen Stich?
Wem derer Crocodillen Rachen
In aller Welt nicht fürchterlich?
Ich habe nun ein Land durchgangen,
Das immer grün mit Blumen prangt,
Wo jederzeit die Früchten hangen,
Und jeder, was er wünscht, erlangt.
Nichts ist von Eiß und Schnee zu finden;
Der Winter unserm Sommer gleich;
Die Kostbarkeit nicht zu ergründen;
Von Gold und Silber alles reich.
Die Menschen können nackend wandeln.
Die Schiffe segeln immerfort.
Da können alle Völcker handeln,
Und glücklich seyn an jedem Ort.
Schweig von der Erd': hier ist es besser,
Brummt jener, hier ist Eiß und Schnee.
Wie wär' es uns bey dem Gewässer?
Sag, wie's dort um den Himmel steh.
Jahr aus, Jahr ein, sind Nächt' und Tagen,
So wie man zehlt, zwölff Stunden lang.
Hier hält die Sonn, wann's sechs geschlagen,
Gleich ihren Auf- und Untergang.
Sie pfleget gantz empor zu steigen;
Nach Norden sich ein halbes Jahr,
Nach Süden auch so lang zu neigen:
Und strahlet unbeschreiblich klar.
So können sie zween Sommer zehlen,
Zween Winter, welche doch nicht kalt.
Der Mond ... Schweig still, laß dir befehlen,

Rieff der ergrimmte Bär so bald,
Schweig, Lügner, du solst gleich empfinden,
Was der Vermessenheit gebührt.
Pfui! schäme dich der groben Sünden.
Der Teuffel hat dich ja verführt:
Daß Sonn und Mond, nicht nur die Erden,
Auch wider aller Augenschein,
Von dir verstellt, geschändet werden.
Das kan nicht ungerochen seyn.
Bediente, straffet dis Verbrechen
An dem, der mich belogen hat,
Und fresset, diese Schmach zu rächen,
Euch an dem armen Rennthier satt.
Die Bären falln ihm auf den Rücken.
Es offeriret den Beweiß.
Doch reissen sie es gleich in Stücken,
Und geben ihm den Lohn der Reiß.
Was einer weiß, sieht, und empfindet,
Ob's ihm auch nur geträumet hat:
Darzu verpflichtet und verbindet
Derselb' all seinen Rath und That.
Nichts anders mag er sehn noch hören:
Genung daß er weit klüger ist;
Und wer ihn in dem Wahn wil stören,
Ihm an dem klugen Hertzen frißt.
Unwissenheit tyrannisiret,
Und leidet keinen Unterricht.
Wer's besser weiß, und sie nur rühret,
Entgehet ihren Klauen nicht.

LV.

Das Pferd und wilde Schwein.

Ein muthig Pferd hielt seine Tränckén,
Frey von verachter Dienstbarkeit,

Frey von der Menschen List und Räncken,
Und lebt' in froher Sicherheit.
Das wilde Schwein kommt an die Quelle,
Macht das beliebte Wasser trüb',
Und weltzte sich an dieser Stelle,
Wo sonst das Pferd nicht durstig blieb'.
Es kommt und findet sich betrogen:
Es sieht, was hier das Schwein gethan:
Wünscht, weil es bloß, sich Pfeil und Bogen,
Und daß es sich nur rächen kan.
Im Zorn eilt es zum starcken Bauren,
Und klaget den wehrlosen Streit.
Der Feind, sagt der, ist zu belauren,
Nur fehlt es an Geschwindigkeit.
Du kanst auf meinem Rücken sitzen,
War des erzörnten Pferdes Wort,
Erweise dich als einen Schützen,
Und reite mit mir schleunig fort.
Er reitet so mit Spieß als Pfeilen,
Und trifft das Schwein auch würcklich an,
Das, weil die Feind' im Streiten eilen,
Sich nirgends hin verbergen kan.
Es wird geschossen und erstochen,
Und der dem Pferd geschehne Tord,
Nach Will' und Hertzens Wunsch, gerochen.
Sie reiten also wieder fort.
Noch eins, es wird der fette Braten,
Ich meine, das erlegte Schwein,
Dem Pferd vom Bauren aufgeladen.
Und das kan nun zufrieden seyn.
Es trägt den Bauren samt der Beute,
Selbst über diese That vergnügt,
Bis in das Dorff, bey seine Leute,
Und dancket, daß sein Feind besiegt.
Will nun auch seines Weges gehen:
Der Bauer aber hält es an,

Und spricht, mich freut, was jetzt geschehen:
Bleib' auch, weil ich dich brauchen kan.
Die Beut' ist mir zwar lieb gewesen,
Doch nicht so lieb, als deine Treu.
Drum hab' ich dich zum Dienst erlesen.
Nun bist du mein, und nicht mehr frey.
Du solst fort Zaum und Sattel tragen,
Und allzeit mein Gefehrte seyn.
Das Pferd erschrickt, fängt an zu klagen:
So wird die Rache meine Pein.
Die Rachgier hat das Schwein erleget,
Mich selbst zur Dienstbarkeit gebracht.
Weh dem, der einen Bauren träget,
Weil er ihn gar zum Slaven macht.
Wer wolte nicht vielmehr vergeben,
Was einer ihm zu leid gethan,
Als selbst darfür in Knechtschafft leben,
Die niemand sonst ertragen kan?
Den Rache, Neid, und Haß beladen,
Der ist nicht eine Stunde frey,
Und wehlet, sich nur selbst zu schaden,
Ein' unerhörte Slaverey.

LVI.

Zween ungleiche Hunde.

Zween Hunde, welche Brüder waren,
Von einem Wurff und gleichen Jahren,
Erwehlten ihren Auffenthalt,
Denn beyde waren wohlgestalt,
An einem derer besten Orten,
Wo sie leicht aufgenommen worden:
Melampus zwar von einem Rath,
Und Mopsus von dem Advocat.
Melampus ließ sich wohl regieren,

Und artig in die Schule führen:
War künstlich, wachsam, und getreu,
Willfährig, und voll Schmeicheley.
Er folgt dem Herrn in allen Dingen;
Lernt, was verlohren, wieder bringen;
Bewahrte fleißig seine Sach',
Und trug, was ihm gegeben, nach.
Kein Fremder durfft' ihm etwas sagen.
Er dient' im Spiel, und zu dem Jagen,
Und thäte, was man wolte, gern,
Doch niemand sonst, als seinem Herrn.
Dem folget' er auf allen Strassen:
Den wolt' er nirgendswo verlassen:
Und wer ihn schertzweiß nur berührt,
Wurd' unverzüglich abgeführt.
Es durfften kein' ins Zimmer tretten,
Die sich nicht erst gemeldet hätten:
Das gantze Hauß war Tag und Nacht
Von dem getreuen Hund bewacht.
Kaum war die Herrschafft aufgestanden,
Melampus war sogleich vorhanden,
Und grüßte, wie mann's wünschen kan,
In seinem Hause jedermann.
Ja wo sein Herr nur gieng und stunde,
Fragt er nach seinem treuen Hunde.
Drum ehret' ihn so Frau als Kind,
Und folglich alles Hausgesind'.
Es durffte nichts Melampus fehlen:
Der konte selbst die Speise wehlen,
Welch' er in Uberfluß bekam,
Und von des Herren Händen nahm.
So muste sich der Hund vom Besten,
In angenehmer Schmeichlung, mästen;
Er wurde so voll Fleisch und schön,
Daß es auch lustig anzusehn.
Der Herr ließ ihn, für alles schmeicheln,

Offt kämmen, waschen, putzen, streicheln.
Es schmückte selbst des Herren Hand
Den fetten Hals mit einem Band,
Das fein mit Silber-Blech beschlagen
Melampus ihm zu Ehren tragen,
Und wann er gieng, zu seiner Lust,
Vortreflich paradiren must.
Der traff einst, im Vorüber gehen,
In einem wüsten Stalle stehen,
Gantz mager, schäbicht, eingethan,
Den armen Bruder Mopsus an.
Wie stehts? spricht er. Wie soll es stehen?
Antwortet dieser, wie zu sehen:
Schlecht, leider! schlecht, und kümmerlich.
Doch, wer bekümmert sich um mich?
Die Rippen sind an mir zu zählen:
Ich muß mich nur mit Hunger quälen:
Und zu Vermehrung meiner Noth,
Giebt man mir Prügel, für das Brod.
Kaum weiß ich meine Last zu tragen:
Die Knochen sind gantz blau geschlagen:
Das Fell ist wund und abgeschabt,
Woran der Fliegen Schwarm sich labt.
Was ist ein Hund doch vor dem andern?
Wie gerne wolt' ich wieder wandern:
Weil ich so gar geplaget bin:
Wenn ich nur wüste, wo nun hin.
Wie fein und schön bist du gezieret?
Du gläntzest als mit Fett geschmieret,
Und lebst in allem Uberfluß:
Dieweil ich armer schmachten muß.
Das Schicksal weiß von keinem Rechte.
Wir seyn von einerley Geschlechte.
Wie wunderlich spielt Glück und Zeit,
Und zeiget die Partheilichkeit?
Warum bist du vor mir erhaben?

Warum find' ich nicht gleiche Gaben?
Da, wie dein Herr, mein Advocat
Doch ebenwohl zu leben hat.
Zufrieden, Bruder, nur zufrieden:
Mir, spricht Melampus, ist beschieden,
Was dir die Lebensart versagt.
Das Glück wird unrecht angeklagt.
Du bist wahrhafftig meines gleichen:
Wir dienen Beyde denen Reichen:
Doch mercke diesen Unterscheid
In Tugend und Geschicklichkeit.
Wenn du dich recht bequemen wollen,
Und thun, was rechte Hunde sollen,
Und was ich allezeit gethan,
So liebte dich auch jedermann.
Ein jeder soll, in dem Geschicke,
Selbst Meister seyn von seinem Glücke:
Weil, wie das Leben, Sinn, und That,
Er's würcklich zu geniessen hat.
Man poche nur nicht auf die Ahnen:
Die müssen uns vielmehr ermahnen,
Es ihnen würcklich gleich zu thun.
Was gelten die Geschlechter nun,
Die längstens schon herab gekommen,
Und nichts als Moder mitgenommen?
Verdienste müssen ungemein
Von uns, und nicht von andern seyn.
Wer was gelernt, die Tugend liebet,
Und sich, der Welt zu nützen, übet,
Ist lieb und werth an jedem Ort,
Und kommet, wie er's wünschet, fort.
Wer tumm und faul, lebt in dem Lande,
Dem Volck zur Last, sich selbst zur Schande:
Und stirbet er für Ungedult:
Hat niemand, als er selber, Schuld.

LVII.
Der Fuchs und die Traube.

Was einer gar zu mühsam sucht,
Daß er schier für Verlangen brennet,
Wird, wenn's vergebens, eine Frucht,
Die bitter und verhaßt, genennet.
Den Fuchs plagt eins der Hunger sehr,
Daß er in einen Weinberg gangen,
Ob etwan was zu naschen wär.
Hier sieht er eine Traube hangen,
Die reiff und unvergleichlich voll:
Daß sie dem Fuchsen Lust erwecket,
Der, als ob er gantz rasend toll,
Springt, und sich in die Länge strecket.
So hoch er immer kommen kan,
Sucht er die Trauben abzunehmen.
Als alle Müh umsonst gethan,
Fängt er sich selber an zu schämen,
Und geht im Zorn betrübt darvon.
Die Rabe, welch' es angesehen,
Spricht, aber nur aus lauter Hohn,
Wie? wilst du so von hinnen gehen?
Ey, sagt der Fuchs in seiner List,
Ich mag die Traube nicht berühren,
Weil sie nicht reiff, und bitter ist.
Wie solt' ich solche mit mir führen?
Die Rabe lacht, und spricht die Müh'
Ist würcklich derer Trauben wegen
Von dir vergebens und zu früh'
Hier angewandt, und ohne Segen.
Was einer nicht bekommen kan,
Und setzet all Müh dargegen,
Sieht er zuletzt verächtlich an,
Und spricht, daß er's nicht haben mögen.

Man

Man schämet sich der Lust und Müh,
Wenn man darfür den Korb empfangen,
Und zeiget zum versagten nie,
Mit Schaam und Schande, sein Verlangen.

LVIII.
Die Freyheit.

Ein edel tugendsam Gemüth
Pflegt Dienstbarkeit und Zwang zu meiden,
Der sein Vergnügen ihm entzieht:
Solt' es auch Noth und Kummer leiden.
Ein Vogel, der im Bauer hieng,
Und weil er seinen Herrn ergetzte,
Gar reichlich Speiß und Tranck empfieng,
Das man ihm vor den Käffig setzte,
Schien gantz vergnügt im Lobgesang:
Daß ihn sein Herr recht lieb gewonnen,
Von dessen Hand er, doch mit Zwang,
Sein Futter offt und viel genommen.
Den Mann entzückte jeder Thon:
Drum ließ' er Thür und Fenster offen.
Der Vogel aber flog darvon,
Den er im Garten angetroffen.
Komm, spricht er, Vogel, komme doch:
Ich warte deiner mit Verlangen:
Bey mir wirst du das Futter noch,
Das du jetzt suchen must, empfangen.
Dein Käffig lauret nur auf dich,
Und wird nichts deiner Lust versagen.
So wirst du auch, versicher' ich,
Nicht über deinen Herren klagen.
Ich klage, spricht der Vogel, nicht,
Und dancke dir für alle Güthe.
Was aber mir bey dir gebricht,

Ist Freyheit und ein froh Gemüthe.
Ich liebe keinen Uberfluß,
Den ich doch nur im Zwang geniesse:
Wo, wenn du wilst, ich singen muß,
Und leben, daß man mich verschliesse.
Mit wenigem bin ich vergnügt,
Wenn ich nur meine Freyheit habe.
Im fliegen find' ich, wo sie liegt,
Auch allezeit des Schöpffers Gabe.
Den preis' ich in dem offnen Feld,
Der, ohne was von dir zu borgen,
In Lieb' und Freyheit mich erhält,
Und Lebenslang mich wird versorgen.
Der ist ein recht beglückter Mann,
Der seinen grossen Schöpffer ehren,
Und seinem Nächsten dienen kan:
Ohn' in der Freyheit sich zu stören.
Sie bleibt ein unbeschreiblich Guth,
Und lässet den vergnügten Seelen,
In einem rechten Helden-Muth,
Es nicht an einem Dinge fehlen.
Hat einer Ehr' und alles satt,
Und muß gleich einem Slaven leben:
Für alles wolt' ich, was er hat,
Nicht einen kahlen Groschen geben.
Unschätzbar und ein wahres Glück
Bist, edle Freyheit, du zu nennen.
Nimmt einer dich von mir zurück:
Der muß mein edel Hertz nicht kennen.

LVIIII.

Die Mauß und die Wissel.

Erfahrung und Vorsichtigkeit
Hilfft denen Menschen allezeit:

Wann die Verstellung oder List
Der Sicherheit entgegen ist.
Man lerne das von denen Måusen.
Die Wissel, welch' ihr abgesagter Feind,
Und sie für Futter nimmt, wo sie zu finden seynd
Kont' in dem Alter sie nicht mehr so håuffig speisen.
Sie waren zu geschwind. Der Feind steiff, stumpff, und lahm:
Daß selten eine Mauß ihm in die Klauen kam.
Was fångt in grosser Noth die schlaue Wissel an?
Sie wolte doch zu leben haben.
List und Betrug versprechen ihr die Gaben,
Welch' ihre Krafft nicht geben kan.
Sie geht, bestreuet sich, bis an die Kehl,
Dick voll, mit reinem Weitzen-Mehl,
Und leget sich gantz still in einen Hauffen,
Als wenn da lauter Mehl und reiche Speise sey.
Die Måuse machen sich herbey,
Und können so geschwind nicht lauffen,
Als sie die Wissel fångt und frißt.
So kommt die Speiß ihr Hauffenweiß entgegen:
Daß sie, bey solchem Unvermögen,
Doch gar zu wohl versorget ist.
Ein' alte Mauß geht mit den Jungen,
Welch' öfters Gifft, das ihr gestreut,
Und allerley Gefahr gescheut,
Auch sonst aus mancher Fall gesprungen.
Die mercket Unrath, sieht sich für,
Und spricht, hier liegt ein Schelm begraben.
Geht ja zurück, und folget mir:
So wird der Feind uns nicht zum besten haben.
Gehab dich wohl, Betrüger, dort,
So wie da keine Speise lieget
Lieg, wie du wilst, lieg immerfort:
Weil mich der Schein doch nimmermehr betrüget.
Man forsch' und merck' auf allen Wegen,
Ob auch Gefahr vorhanden sey:

Weil arge List und Heucheley
Schier aller Orten Falle legen.
Der argen Welt ist nicht zu trauen.
Die Falschheit aber wird verbannt:
Wo Menschen nur, in ihrem Stand,
Auf Redlichkeit und Tugend bauen:
Und in der Unschuld theurem Preiß
Ein jeder sich, behutsam und erfahren,
Für denen Bösen zu bewahren,
Und recht vergnügt zu leben weiß.

LX.
Der liederliche Student.

Der Mutter allerliebster Sohn
War gantz mit Hochmuth eingenommen,
Und meint', er wäre würcklich schon
Zum höchsten Grad der Ehren kommen.
Er putzte sich nur immerhin,
Und must', ein Herr Student zu heissen,
In Unvernunfft und Eigensinn,
Auf eine hohe Schule reisen.
Nichts bracht er mit, als seines Geld:
Die Bücher wust' er kaum zu lesen:
Und also bliebe dieser Held,
Was er in seinem Hauß gewesen.
Studiren war ein schlechtes Ding:
Er wuste schon, was da zu lernen:
Die Lehrer achtet' er gering:
Und seine Lust war sich entfernen.
Wer ihn vermahnte, war sein Feind:
Er wuste besser, was er hörte:
Und glaubte, daß, wer's redlich meint',
Ihm Sorgen und Verdruß vermehrte.
An Gottes Wort wurd nicht gedacht:

Man brauche, sprach er, seine Jugend:
Und wie der Gottesdienst veracht,
Verachtet er auch Zucht und Tugend.
Gesellschafft sucht' er überall,
Nur solcher, welche seines gleichen:
Und wolt', im offtern Ueberfall,
Auch keinem derer schlimmsten weichen.
Der Tag erhielt den Müßiggang;
Die Nacht ein unerhörtes sauffen,
Den heul- und brüllenden Gesang,
Und liederliches Gassen-lauffen.
Man schimpfft und spottet frommer Leut,
Wirfft Fenster ein, und sucht mit wetzen
Gantz wüthend alle Sicherheit
In Ergerniß und Furcht zu setzen.
Hans Unvernunfft kennt Jedermann,
Der, weil er alle Leut betrogen,
Und sein Vermögen bald verthan,
Zerlumpt und leer darvon gezogen.
Wohin? nach seiner Vatter-Stadt.
Die Mutter ist für Gram gestorben.
Und weil er nichts mehr übrig hat,
Ja leicht verthan, was schwer erworben,
Wird er veracht. Credit fallirt:
All' Ehr ist weg, wie man vernommen,
Daß dieser Bursch sich aufgeführt,
Der weg gereißt, und wieder kommen.
Weil er nun selbst nichts mitgebracht,
Und alles Gut zu Haus verzehret:
Wo jederman nur seiner lacht,
Zu borgen aber nicht begehret:
Und er doch gleichwol leben muß:
Was will der arme Tropf erwehlen?
Er weiß von nichts, als Ueberfluß,
Und fängt in Nöthen an zu stehlen.
Der Diebstal geht nicht ohne List.

Weil der sich aber tumm gesoffen,
Wird er gar leicht, so gut er ist,
Beym Diebstal, leyder! angetroffen.
Nun muß er vor dem Richter stehn,
Und als er lange Zeit gefangen,
Geschmachtet, Furcht, und Angst gesehn,
Doch endlich an dem Galgen hangen.
Er stiege schon die Leiter auf,
Als er sich zu der Jugend wande,
Mit Thränen seinen Lebenslauf
Verflucht', und seine Schuld bekannte.
Ihr Knaben, sprach er, was ihr thut,
Ach! fürchtet Gott, halt die Gebotten,
Verfluchet allen Uebermuth,
Und die sich, zum Verderben, rotten.
Arbeitet fein in eurem Stand,
Und sucht, der Sünden zu vergessen,
Durch Fleiß und Segen eurer Hand
Erworben eigen Brodt zu essen.
Und die ihr ja studiren wollt,
Seyd fromm und fleißig: denn studiren
Heißt schaffen, was ihr schaffen sollt,
Und laßt, bey leib, euch nicht verführen.
Man sey vorerst darauf bedacht,
Vernünfftig und ein Mensch zu heissen,
Darnach ein Christ, der fromm gemacht,
Dann ist er als Student zu preisen.
Ein Müßiggänger und Student
Sind so wie Tag und Nacht, Krieg Frieden,
Wie Feur und Wassers Element,
Auch Gut und Böses, unterschieden.
Studiret, Gott und Vatterland
Aufrichtig und getreu zu dienen:
So, dencket, ist in jedem Stand
Auch einem jeden Lob erschienen.
Flieht Müßiggang als Gifft und Pest:

Daraus

Daraus entspringen alle Sünden:
Und wenn man seinen Gott verläßt,
Ist, zur Erlösung, nichts zu finden.
Wer in der Furcht des HErrn sich übt,
Der Tugend folgt, die Laster meidet,
Auch Wissenschafft und Künste liebt,
Wird zur Glückseligkeit geleitet.
Der findet, wann er jung und alt,
Mit Ruhm und Ehre sein Vergnügen,
Und kan in reichem Auffenthalt,
Was ihm zuwider, leicht besiegen.
Der Tugend weichet selbst der Neid:
Bey Gott und einem gut Gewissen,
Kan, in der grösten Sicherheit,
Ein jeder sein Stück Brodt geniessen.

LXI.

Der Pfau und die Juno.

Der Pfau gieng wehmuhtsvoll einst seine Göttin an,
Und klagte, daß man ihm den grösten Tord gethan:
Weil ihm die Stimme fehlt, die, wenn man ihn verlachte,
Die kleine Nachtigal zum rechten Wunder machte.
Die Juno tröstet' ihn, daß ihm kein Tord geschehn:
Weil unter Vögeln er am meisten angesehn:
An Größ' und Schönheit sey kaum einer seines gleichen.
Doch muß ich, sprach der Pfau, der Stimme wegen, weichen.
Dis, war der Juno Wort, hat so das Glück gefügt:
Drum habe, was du hast, und sey darmit vergnügt.
Hat einer dis und das: es sind des Himmels Gaben:
Und einer kan noch soll allein nicht alles haben.
Hast du, geliebter Pfau, den schönsten Feder-Pracht:
So hat, wie dir bekant, der Adler Stärck' und Macht.
Recommendiret hier die Nachtigal ihr Singen:
So kan die Rab' und Kreh' ein schönes Vorspiel bringen.

Beneide, lieber Mensch, doch deinen Nächsten nicht,
Weil, was er Gutes hat, dir allenfals gebricht:
Gedencke du vielmehr, was Gott dir Gutes gönnet,
Daß solches dein Gemüth mit allem Danck erkennet.
Man gönne jedermann, was ihm der Himmel schenckt,
Und sey, zu Gottes Preiß, der Gaben eingedenckt,
Die man, doch unverdient, von seiner Lieb' empfangen:
So kan man schön genug mit seinem Vortheil prangen.

LXII.

Die Nachtigal und die Lerche.

Man hörte jetzt die Nachtigal
Mit einem recht entzückten Schall,
Auf einem Baum, im Schatten, singen:
Und sah', im eng geschloßnen Raum,
Den angenehmsten Vogel kaum:
Doch muste der Gesang durch Berg und Thäler klingen.
Die Lerche sucht' ihr im Gesang,
Vielleicht aus Eiffersucht, den Rang,
Mit gröster Müh, zu disputiren.
Sie quirulirt', und stieg' empor,
Daß sie beynah sich gantz verlohr,
Und wolte von der Höh noch schöner musiciren.
Der Thon war aber einerley,
Und kam von weitem dem nicht bey,
Was schön und Philomelen eigen:
Doch war die Lerch' in sich verliebt,
Die, weil sie sich den Vorzug giebt,
Zu Philomelen spricht: nun wirst du besser schweigen.
Du singest niedrig und versteckt,
Du stammlest furchtsam und erschreckt,
Wenn ich, wie meine Stimm', erhoben.
Ein jeder sieht und höret mich:

Wer aber wird im Schatten dich,
Wo niemand dich erblickt, des Singens wegen, loben?
Die Nachtigal blieb still in Ruh,
Und hört der eitlen Lerchen zu,
Bis sie zur Antwort angetrieben,
Ey, lächlend spricht, bild' du dir ein
Der beste Musicant zu seyn:
Ich gönn' es denen auch, die dein Geschnatter lieben.
Ich folg' im Singen der Natur,
Und dancke meinem Schöpfer nur,
Der das Vermögen mir gegeben:
Werd' allzeit auch, in Einsamkeit
Und der gegönnten Sicherheit,
Ohn' Hochmuth, Eigensinn, und Ruhmbegierde leben.
Mich hören groß' und kleine gern,
Und lassen in der näh' und fern'
Allzeit mich gleiche Ruh geniessen.
Wilst du in größ'rer Gnade stehn?
Wie offt, wie offt hab ich gesehn,
Die Lerchen, bey'm Gesang, im höchsten Steigen, schiessen?
Gelehrte, welche recht gelehrt,
Verdienen, daß man sie verehrt:
Doch werden sie sich nicht erheben.
Es stincket aller falscher Ruhm:
Die Demuth ist ihr Eigenthum:
So können sie vergnügt, wenn and're fallen, leben.
Der Neid ficht zwar die Tugend an:
Doch, weil er ihr nicht schaden kan,
Muß sich derselben Ruhm vermehren.
Man überhebe sich nur nicht:
Weil, wenn der Hochmuth sich gericht,
Doch die gescheute Welt Verdienst' und Demuth ehren.

LXIII.

Umsonst der Tod.

Ein Geitzhalß, der ein Cardinal,
Und niemand, als sich selbst, was gönnte,
Wünscht, daß er einen grossen Saal
Mit Mahlereyen zieren könte.
Er sprach die gröste Künstler an,
Zu ihrer Ehr und stetem Dencken,
So viel ein jeder mahlen kan,
In den Pallast und seinen Saal zu schencken.
Ein jeder bringt, nach seinem Sinn,
Das Meisterstück von denen Gaben,
Zu seinem ew'gen Ruhm, dahin,
Und freut sich, einen Danck zu haben.
Apelles wurd' auch hingeführt,
Von diesem grossen Mann verehret,
Und durch sein Bitten so gerührt,
Daß er den grösten Pracht vermehret.
Wormit? er bracht' ein köstlich Stück,
Und fordert ein halb hundert Thaler.
Der Cardinal gab's ihm zurück,
Als einem unverschämten Mahler.
Was kostet dieß? erforscht der Mann.
Und sein Bescheid war: nichts als Liebe:
Wie Thomas vieles hergethan,
Daß ich ihm nur gewogen bliebe.
Wie hoch kommt jenes dann zu stehn?
Es ist geschenckt. Und das hingegen?
An solchem Stück die Kunst zu sehn:
Wie alles hier nur Ehren wegen.
Die Künstler haben an der Gnad
Der Kenner sich allein zu freuen:
Und wer die zu geniessen hat,
Schenckt gerne seine Mahlereyen.

Apelles sprach: umsonst der Tod.
Ich wolt' um Ehre mich nicht zancken:
Und, fehlte mir das liebe Brod,
Den Grossen für die Gnade dancken.
Bringt mir die Kunst nichts weiter ein:
Und soll ich bey der Ehre schmachten:
Laß ich es lieber and're seyn,
Und lern' allein mein Glück betrachten.
Hat einer von der Arbeit Ehr,
Und weiter nicht davon zu leben:
So wolt' ich, wenn ich alles wär,
Den Augenblick die Kunst aufgeben.
Die Kunst ernährt, die Ehre nicht,
Die wir vom leid'gen Geitz erlangen,
Von welchem wir, wenn es gebricht,
Kaum ein klein stückgen Brod empfangen.
Ich halte, was ich mit gebracht,
Und was mit Zeit und Müh gebohren,
Wenn meine Dürfftigkeit veracht,
So wie den eitlen Ruhm verlohren.
Doch nehm' ichs wieder, weil ich kan:
Vielleicht wird mir es noch gelingen.
Bring ich's zu meinem Vortheil an:
Wird mir es weit mehr Ehre bringen.

LXIV.

Die Heuschrecke und die Nacht-Eule.

Die Nachteul saß' in stiller Ruh,
Gleich als in ihrem Hauß, verborgen.
Der sprach die Heuschreck' einstens zu,
Und lästert an dem frühen Morgen,
Doch nur von ferne, wie sie kan,

Und zischet, nimmer aufzuhören:
Was hast du faule nun gethan?
Wormit wilst du dein Glück vermehren?
Du kriechest nur die Nacht herfür,
Und suchest blindlings deine Speise:
Selbst für der Sonnen grauet dir,
Und bleibst bey deiner alten Weise.
Sprich, faul', einmal, was soll das seyn?
Und laß dir eine Lehre geben:
Sey munter bey dem Sonnenschein,
Und lerne wie die Vögel leben.
Schweig, sprach die Nachteul, kleines Thier:
Hast du was über mich zu klagen?
Laß mich in Ruh, sonst wil ich dir,
Du Schadenfroh, was anders sagen.
Die Heuschreck' kehret sich nicht dran,
Und fähret immer fort zu schelten.
Die Nachteul' bittet, was sie kan,
Und muß es destomehr entgelten.
Das Lästermaul schimpft weiter fort,
Bis jener die Gedult vergangen,
Daß sie, für Schmach und allen Tord,
Die Plauderin mit List gefangen.
Du singest, sprach sie, gar zu schön,
Daß mir jetzt aller Schlaff verschwunden:
Ich habe guten Wein hier steh'n,
Den ich wie Götter-Most gefunden.
Wie wär' es, wenn wir mit dem Wein
Uns jetzo was zu gute thäten?
Komm her, mein lieber Gast zu seyn.
Die Heuschreck' läßt sich überreden,
Und springet gantz begierig hin.
Die Nachteul kommet ihr entgegen,
Und spricht, nun mercke, wer ich bin:
Dein Lästern will ich niederlegen.
Der Gast erschricket, zittert gar,

Und

Und muß der Praleren vergessen.
Hier ist die Noth: hier ist Gefahr:
Und die gescholten, wird gefressen.
Die nicht auf vieles Bitten schwieg',
Muß nun nach ihrem Unglück schweigen.
Die Höflichkeit behält den Sieg,
Und Neidhart muß vor ihr sich beugen.
Das Schimpfen wird jetzt zu gemein,
Daß, leider! es kaum zu beschreiben.
Man laß' in Frieden and're seyn,
So kan man auch im Frieden bleiben.
Wem kommet hier das Tadeln zu,
Als der den Fehler selbst kan heben?
Wer das nicht kan, der bleib' in Ruh,
Und lerne selbst vergnüget leben.
Man binde nicht mit denen an,
Die weit an Kräfften überlegen,
Und wenn man sich nicht helffen kan,
Sich gantz gewiß zu rächen pflegen.

LXV.

Die gestraffte Einfalt.

Ein Landmann höret offt in Freuden
Die Bursche nächst geleg'ner Stadt
Ein Vivat ruffen: folgt den Leuten,
Nicht wissend, was es auf sich hat.
Will er galant und lustig scheinen,
Rufft er nur dieses Wörtgen aus:
Daß, welch' es hören, endlich meinen,
Er gienge wohl berauscht nach Hauß.
Er wird verklagt, ohn selbst zu wissen,
Was er dem Gegenpart gethan.
Weil sie nun beyd' erscheinen müssen,
Und Kläger nichts beweisen kan:

Erfreut beklagter sich dermassen,
Nach dem ertheilten Amts-Bescheid,
Daß er im Weggeh'n, ausgelassen,
Noch vor der Thüre Vivat schrey't.
Wer rufft da? läßt der Richter fragen.
Ich triumphiere, spricht der Mann,
Und kan noch wohl mein Vivat sagen,
Weil ich nicht Klagens werth gethan.
Ich thu' auch, was Studenten pflegen.
Drum, sprach der Richter, solst du mir
Auch einen Thaler Straff' erlegen:
Das thut man nicht vor meiner Thür.
Das solt' ich, meiner Treu, nicht dencken,
Sagt jener, daß dieß Freuden-Wort
Zur Ubelthat und Schmach zu lencken.
Gieng' also gantz betrübet fort,
Und wolte nicht mehr Vivat schreyen:
Doch klagt' er, was ihm nun gescheh'n:
Fäng't an das Vivat zu bereuen:
Und lässet sich kaum wieder seh'n.
Bald muß er selbst die Straffe bringen:
Und spricht, Herr Richter, habt Gedult:
Ich schade niemand mit dem Singen,
Und habe, mein' ich, nichts verschuldt.
Als neulich unser Fürst zugegen,
Rieff' ich im Hause Seßfat aus:
Und nun soll ich die Straff' erlegen,
Für Füssat einmal vor dem Hauß.
Der Richter lacht des tummen Kerlen,
Erließ die Straff', und sagte frey:
Daß eine derer schönsten Perlen
Den Schweinen vorgeworffen sey.
Die Einfalt läß't sich bald verführen,
Und weiß offt selbst nicht, was sie thut:
Doch läß't sie manchmal Boßheit spüren,
Und zeiget einen Ubermuth.

Was man nicht weiß, noch recht verstanden,
Das nehme man behutsam an:
Weil Spuren überall vorhanden,
Wie sehr man sich betrügen kan.
Höchst straffbar ist es, Seßfat schreyen,
Wenn man nicht weiß, was Vivat heißt:
Zu sprechen will man sich nicht scheuen,
Was einem die Vernunfft verweißt.
Wilst du hernach den Geist nicht quälen,
Thu', was du thust, nur mit Bedacht:
An Spötter wird es niemals fehlen,
Wenn man sich selbst zuschanden macht.

LXVI.

Der Schein betrügt.

Ein Stutzer, der galant geschmückt,
Sonst tumm und faul, und nicht viel wuste,
Gieng' einst mit Titus, der geschickt,
Und den ein jeder ehren muste.
Die gründliche Gelehrsamkeit
Kont, wie des Titus schöne Schrifften,
Ihm aller Orten weit und breit
So Lob, als Ruhm und Ehre stifften.
Er selber war der Demuth hold,
Und gieng in reinem schlechten Wande.
Ihm war genung, daß, ohne Gold,
Ein jeder seine Tugend kannte.
Haßibilis, der ein Student,
Und diesem Mann recommendiret,
Fragt, weil er fremd, und niemand kennt,
Was das für Leut, die da spatzieret.
Man sagt ihm, daß es Titus sey,
Den ein zwar schlechter Kerl begleitet.
Haßibilis macht sich herbey,

Und Titus wird von ihm gemeidet.
Dem Stutzer macht er Compliment,
Und rühmt, sein Ruff hab' ihn bewogen,
Daß er zu lernen, als Student,
Auf dies' Academie gezogen.
Der Stutzer, der in sich verliebt,
Glaubt, daß es wahr, daß er gemeinet,
Und fragt, daß er Versich'rung giebt,
Als wär' er würcklich, was er scheinet.
Der fremde geht hierauf zurück,
Erzehlet, was man ihm verheissen,
Und rühmet das ihm günst'ge Glück,
Das, wie des Mannes Ruhm, zu preisen.
Er wird gefragt, von welchem Mann?
Weil er bey'm Stutzer nur gestanden,
Der die Verheissung ihm gethan,
Und den sie miteinander kannten.
Von Titus, sprach er, ist das Wort.
Vom andern hab' ich nichts zu sagen:
Der arme Stümper eilte fort,
Als könt' er fremde nicht vertragen.
Die Kleidung zeigte vom Verstand:
Wer wolte nicht so viel ermessen,
Daß der zu Titus rechten Hand
Von Künsten nicht gar viel vergessen.
Der grobe Kerl, im kahlen Kleid,
Weiß nicht einmal gescheut zu leben,
Noch diesem Mann, aus Höflichkeit,
Wie sich's gebührt, den Rang zu geben.
Haßibilis wurd' ausgelacht,
Daß er sich in dem Wahn betrogen,
Zum Titus den, der prahlt, gemacht,
Und diesen jenem vorgezogen.
So geht es der gelehrten Zunfft.
Nicht, wer was ist, nur, wer was scheinet,
Und wär' es auch Hanß Unvernunfft,

Ist für den grösten Mann gemeinet.
Gemeinet, sag' ich: weil der Welt,
Die selber sich mit Fleiß betrüget,
Der Schein mehr, als die That, gefällt,
Woran die Tugend sich vergnüget.
Gelehrte fragen nicht darnach,
Wenn sie gelehrt, was and're sagen;
Auch solten sie Verdruß und Schmach
Von denen Ignoranten tragen.
Ein volles Faß giebt keinen Thon,
Wenn ein gantz leeres helle klinget:
So hat der Wahnwitz seinen Lohn,
Wenn Tugend alles wohl gelinget.
Wer stutzet, prahlet, prangt, und rollt,
Ist selten, was er vorgestellet,
Dieweil nicht alles feines Gold,
Was gläntzend in die Augen fället.

LXVII.

Von einem wilden Knaben und denen Wölffen.

Ein wilder Knabe war bey Wölffen auferzogen:
Er heulte, fraß, und gieng auch denen Wölffen gleich:
Die nährten, schützten ihn, und zeigten sich gewogen:
Dann nichts war tadelhafft, als daß die Haut zu weich.
Doch halff die Witterung, daß endlich mit den Jahren,
Und was Gewohnheit gab, kein grosser Unterscheid.
Was thut der Umgang nicht? wie seine Freunde waren,
War dieser arme Mensch ohn' alle Menschlichkeit.
Die Jäger fangen ihn. Als er zu Menschen kommen,
Und in die Zucht gebracht, lernt er das Wesen schön,
Wird an dem Fürsten-Hof mit Freuden angenommen,
Gespeiset, angeführt, und muß geschmücket geh'n.

Der Zwang, die strenge Zucht, und was zu seinem Besten,
Ist seine gröste Last: er seuffz't und heulet nur,
Und eilt, so bald er kan, zu seinen vor'gen Gästen.
Gewohnheit bleibet doch die andere Natur.
Er wirfft die Kleider weg: marchirt auf Händ' und Füssen,
Und kommt geschwind genung in seiner Wildniß an:
Wo Freud und Wonne voll ihn alle Wölffe grüssen,
Und fragen, wo so lang, und was er da gethan?
Mops rühmet allen Pracht, und was er Guts genossen,
Was er gesch'n, gelernt, und legt die Proben dar:
Will selbst ihr Lehrer seyn. Sie lachen dieser Possen,
Und sprechen, laß es seyn, so wie's vor diesem war.
Dein Vorwitz, Mopsus, hat dich, leider! sehr verdorben:
Zum geh'n und tantzen sind wir Wölffe nicht gemacht.
Und was hast du darmit die lange Zeit erworben?
Du bist so schön nicht mehr, und hast nichts mitgebracht.
Doch, sprach er, hab' ich nun auch endlich kochen lernen.
Gebt einen Braten her: ich mach' ihn euch zurecht.
Nun kanst du, sagten sie, beyzeiten dich entfernen:
Denn du bist, wie wir seh'n, nicht von dem Wolffs-Geschlecht.
Mops macht ein Feuer an, zu sieden und zu braten,
Das dieses Wolffs-Geschlecht durchaus nicht riechen kan.
Darum zerreissen sie den Menschen ohne Gnaden,
Als wenn er ihnen dieß zum grösten Tord gethan.
Wer bey den Wölffen ist, der muß mit ihnen heulen,
Nichts neues haben woll'n, sonst ist's um ihn geschehn:
Will einer klüger seyn, ihn'n etwas mitzutheilen,
Der kan, dieweil es Zeit, nur seines Weges gehn.
Bey Menschen müssen wir dieß, leyder! öffters mercken.
Wer Kunst und Wissenschafft, und mehr, als was gemein,
Ihn'n vor die Augen legt: der schändet seine Wercken,
Und kan die Länge nicht in ihrer Freundschafft seyn.
Der Tugend folget Neid, der überall regieret.
Verdienste rühmet man, und schaffet gerne fort,
Die sich, zum höchsten Lob, besonders aufgeführet:
Und weichen sie nicht selbst, thut man ihn'n allen Tord.

Wenn Ignoranten sich bey den Gelehrten finden,
Verdienen diese leicht ein flämisches Gesicht.
Man zehlt die Fehler auf, hält Wissenschafft für Sünden,
Und achtet, was sie thun, auch wenn's das beste, nicht.
Hat einer mehr gethan: hat einer mehr gefasset,
Und ist für anderen mit Gaben ausgerüst:
So wird er desto mehr verfolget und gehasset:
Weil nur das Gleichgewicht das Band der Freundschafft ist.
Ein jeder will im Staat, so wie die gröste, prangen,
Auch wenn er nichts gelernt, noch sonsten was gethan.
So wird, wer ungeschickt, mehr Lieb und Guts empfangen,
Als der sich aller Kunst und Weißheit rühmen kan.

LXVIII.

Nichts wider das Vermögen.

Der Löw, als König derer Thieren,
Legt eine Schul der Weißheit an:
Daß jeder hier so promoviren,
Als sich in Künsten üben kan.
Die Lehrer sollen gute Gaben,
Auch Ehre, die dem Stand gebührt,
Und alles zu geniessen haben,
Was einen treuen Lehrer ziert.
Der Competenten grosse Menge
Macht selbst die Wahl dem König schwer:
Und keiner wust' in dem Gedränge,
Was ihm und andern dienlich wär.
Der Esel wolte Redner werden,
Das Füchsgen ein Theologus,
Der Aff mit gräßlichen Gebehrden
Ein Moralist und Medicus.
Der Wolff nimmt die gemeine Rechten,
Das Schaaff die Staats-Lehr über sich,
Und wider alles das zu fechten,

Was

Was unverschämt und liederlich.
Mathesin will der Dachs dociren:
Den Haußhalt übernimmt der Hund.
Was sonsten zu philosophieren,
Macht samt der Katz das Häsgen kund.
Was thut man nicht, sein Brod zu haben?
Man übernimmt, was man nicht weiß.
Sind, spricht der Löwe, das die Gaben,
Die Kunst erfordert, samt dem Fleiß?
So mag es bey dem alten bleiben.
Geht, Thoren, nur, so weit ihr geht:
Weil die Natur, ein Werck zu treiben,
Das ihr nicht kennet, widersteht.
Zu wundern ist es, daß auch Männer
Offt lehren, was sie nicht gelernt,
Und glauben, daß der Weißheit Kenner
Sich weit genung von ihn'n entfernt.
Genung, daß sie darzu bestellet:
Sie haben ihren Unterhalt:
Und, wem es also nicht gefället,
Erschein' in anderer Gestalt.
Sie mögen nutzen oder schaden:
Ihr Aemtgen scheinet doch bequem.
Obgleich nicht, was ihn'n aufgeladen,
Ist der Profit doch angenehm.
Nicht die was sind, nur die was scheinen,
Bekommen Ehre, Ruhm, und Geld.
Die gelten nicht, die's ehrlich meinen.
So lebet man jetzt in der Welt.
Nur wer gelehrt, kan and're lehren:
Wer nichts gelernet, bleib darvon:
Sonst hat er, seine Schmach zu mehren,
Verachtung, Hohn und Spott zum Lohn.

LXIX.

LXIX.

Die Mäuse und das Eichhorn.

Zwo Mäuse finden eine Nuß,
Und können sie so gleich nicht theilen:
Der Geitz und Neid sucht Uberfluß:
Daß sie darmit zum Richter eilen.
Ein jede spricht, die Nuß ist mein:
Ich hab' am ersten sie gefunden.
Das Eichhorn muste Richter seyn,
Vor welchem mit der Beut die beyde Mäuse stunden.
Das Eichhorn spricht, ich gönn' euch diese Beut',
Und will euch alsobald entscheiden.
Ein Theil ist dir, und dir ein Theil bereit:
So hat der eine nicht den andern zu beneiden.
Beißt alsobald die Nuß entzwey,
Genießt den Kern, und giebt die leere Schalen
Der streitenden Parthey:
Die gantz beschämt nicht mit dem Vortheil prahlen.
So geht es, leider! auf der Welt.
Welch' um das Recht sich nicht vertragen,
Wie jeder Theil sich's vorgestellt,
Betrügen selber sich, und müssen Schaden klagen.
Der Richter nimmt den Kern dahin:
Wo nicht, so thun's die Advocaten.
Die Schale bleibt zuletzt der streitenden Gewinn,
Welch' überdas mit viel Verdruß beladen.
Gerichte machen niemand reich:
Die selber sich am wenigsten vergessen:
Und also bleibt ein magerer Vergleich
Viel besser als die fetteste Processen.

LXX.
Gebrauch des Spiegels.

Ein Vater hat zwey liebe Kinder:
Den Sohn führt er zur Weißheit an:
Die Tochter hält er zwar gelinder,
Doch streng genung zur Tugend-Bahn.
Sie spielen einst in ihrer Mutter Zimmer,
Auf deren Tisch ein grosser Spiegel stund.
Sie schertzen und beseh'n sich immer,
Wie schön ihr Wesen, Wang' und Mund.
Die Schwester sah' und hörte sagen:
Ich bin doch schöner, als wie du.
Das wolte sie dem Vater klagen,
Und eilte weinend gleich hinzu.
Ach Vater! sprach sie, dürffen Knaben,
Wie dieß mein Bruder jetzt gethan,
Sich zu beschauen, Spiegel haben?
Was geht der Mutter Werck ihn an?
Er hat sich schön, mich nicht, gepriesen:
Er bildet sich wohl gar was ein.
Und dieses solte mich verdriessen,
Wenn ich nicht könte schöner seyn.
Der Vater hertzt' und liebt sie beyde,
Und spricht, nehmt ungescheut den Spiegel offt zur Hand.
Beschaut euch immerfort, und lernet doch mit Freude,
Was euch gebührt, nach eurem Stand.
Mein Sohn, will Schönheit dich ergetzen:
Beflecke sie mit Lastern nicht.
Lern', meine Tochter, auch mit Tugenden ersetzen,
Was, wie der Spiegel zeigt, an Schönheit dir gebricht.
Gott laß euch beyde Guts erfahren:.
Dem dancket stets, daß er euch so gebildt:
So könt ihr beyd' euch wohl bewahren:
Weil Tugend mehr als Schönheit gilt.

LXXI.

Man höre nicht / was Läster-Zungen sprechen.

Man glaube ja Gottloser Falschheit nicht:
Sie suchet nur mit den verdammten Lügen,
Wo sie nicht gar Einfält'ger Hälße bricht,
Dieselbe doch um alles zu betrügen.
Ein reicher angeseh'ner Mann
War seiner Frau, des Hauses Krone,
Mit zarter Liebe zugethan,
Die nur getheilt mit ihrem ein'gen Sohne.
Sein Knecht, ein rechter Bösewicht,
Stört mit gantz unverschämten Lügen,
Zwar der Matronen Tugend nicht,
Doch seines Herrn zunehmendes Vergnügen.
Der Sohn hat dieß und das gethan:
Der wird sein Guth gar bald verprassen:
Doch weil der Vater nichts, was boßhafft, finden kan,
So kan er auch den Sohn nicht hassen.
Des Knechtes Lügen sind verflucht:
Drum wagt er's nun auch auf der andern Seiten:
Erweckt des HErren Eifersucht,
Der Frauen Lieb' und Tugend zu bestreiten.
Herr, spricht er einst, es ist doch immer Schad,
Daß eure Frau sich einen bösen Namen,
Des Mannes Treu Verdruß gemachet hat,
Und das verübt, was nicht für keusche Damen.
Wenn ihr verreißt, läßt sie wohl and're zu:
Wie selber ich sie schändlich angetroffen.
Deswegen hab' ich weiter keine Ruh:
Ich schliesse zu, sie machet wieder offen.
Der Mann erschrickt, betrübt sich inniglich,
Und simulirt, in eine Stadt zu reisen.

Bleibt

Bleibt aber da, verstecket sich,
Und will was er gehört, bald mit der That beweisen.
Die Frau weiß nichts von dem Verdacht:
Die nichts verbrochen, was zu straffen,
Und läßt den ein'gen Sohn die Nacht,
Zur Sicherheit, in ihrem Bette schlaffen.
Der Herr klopfft, ihm wird aufgethan.
Er eilt zur Frau, eh noch ein Licht zu finden:
Trifft einen Mannes Kopf in seinem Schlaff-Bett' an,
Und strafft mit seinem Dolch die eingebilde Sünden.
Es kommt, doch allzuspät, ein Licht:
Da sieht er seinen Sohn schon mit dem Tode ringen.
Die Frau im ersten Schlaff hört diesen Lermen nicht.
Und er nimmt seinen Dolch, sich selber umzubringen,
Verwünschet seine That, beklaget seinen Jung',
Erkennet seiner Frauen Liebe,
Und stirbet in Verzweiffelung:
Dieweil die Tugend noch im Schlaffe sicher bliebe.
So thu man alles mit Bedacht,
Und glaube nicht der falschen Läster-Zungen:
Weil der sich selbst zuschanden macht,
Den die Leichtfertigkeit mit ihrem Gifft bezwungen.

LXXII.

Die Wiesel und die Mauß.

Die Wiesel hatte nicht zu leben,
Und sprach die Mauß um ihren Vorrath an:
Weil sie derselben nie Leid oder Tord gethan,
Möcht' ihr die Mauß auf Zinßen Haffer geben.
Die dacht' auf den Profit, und gab den klaren Kern,
Auf gutes Ubermaß, bis auf das Früh-Jahr, gern.
Der Sommer kommt herbey: die Mauß hofft mit Verlangen,
Wo nicht das Capital, doch Zinßen zu empfangen.
Die Wiesel stellte sich nicht ein,

Die

Die nur der Mauß was vorgelogen:
Doch glaubt sie nicht, daß sie betrogen,
Und muß in Hoffnung wohl zufrieden seyn.
Es kommt das andre Jahr,
Daß weder Capital noch Zinsen kamen:
Und weil die Mauß verlegen war,
Erkühnt sie sich die Schulden zu benamen.
Was Hencker! sagt die Schuldnerin,
Was unterstehst du dich? weist du nicht, wer ich bin?
Und mahnest mich? geh' ohn ein Wort zu sprechen:
Geh, packe dich, elendes Thier,
Und halte mir nicht meine Schulden für:
Sonst wil ich auf der Stell dir Hals und Beine brechen.
Ich habe dich schon längst bezahlt,
Was du mir jetzund vorgeprahlt:
Und werde dir kein Körngen weiter geben.
So muß die schwache Mauß sich nun betrogen sehn,
Und alsobald mit Zittern und mit Beben
Nach ihrer Höhle gehn.
Ein gleiches Tractamet hat einer zu besorgen,
Der kein Bedencken trägt, von seinem guten Geld,
Auf alle Schmeicheley, den Mächtigen zu borgen:
Weil deren Ubermuth doch keinen Glauben hält.
Und wilst du selber nicht erworbne Gunst vergraben:
So nehme dich ja wohl in acht,
Den Gönner nicht zum Schuldener zu haben:
Weil Zinß und fremdes Geld den Freund zum Feinde macht.
Die Falschheit kan ein Mensch kaum mercken und ergründen,
Die jetzund in der Welt regiert,
Wo keine Treu, kein Recht zu finden,
Und niemand thut, was ihm gebührt.
Elendig und betrübt muß mancher darum büssen,
Daß er den Mächtigen und Grossen Guts gethan.
Ja, was ficht uns mit größren Schmertzen an,
Als wenn mit gutem Geld wir Feinde kauffen müssen?

LXXIII.
Der Bauer und sein Apffel-Baum.

Es stund ein Apffelbaum in eines Bauren Garten,
Davon er alle Jahr die schönste Frucht erwarten,
Und von dem Ueberfluß auch Geld bekommen kont.
Doch weil er etwas nah an einer Hecken stund,
Daß etwas von der Frucht dem Nachbar zugefallen:
Erzörnt der Bauer sich, und spricht voll Gifft und Gallen,
Du stehst auf meinem Land, bist auch ohnstreidig mein,
Und gönnest deine Frucht mir doch nicht gantz allein.
Warum fällt dann und wann ein Apffel auf die Plancken?
Was hast du diesem Mann für einen Dienst zu dancken,
Daß er von deiner Frucht mit mir geniessen soll?
Ich kenne seine Ränck' und deine Falschheit wohl.
Doch will ich beyderseits den Ubermuth vertreiben:
Und du solst keine Woch' in meinem Garten bleiben.
Er haut den schönen Baum (und das war allzutumm)
Aus Neid und Bitterkeit, in wenig Stunden um.
Mithin bekommet er die Aepffel allzusammen:
Und läßt das theure Holtz zum Feuerherd verdammen.
Drum hab' ich, spricht er, dir den grösten Tord gethan,
Damit der Nachbar nichts von dir geniessen kan.
Der Apffelbaum ist weg, verbrannt, und schon vergessen:
Als man das Jahr darauf wil wieder Aepffel essen:
Da findet man noch Baum, noch einen Apffel mehr:
Wo sonsten alle Füll', ist jetzund alles leer.
Der Bauer kratzt den Kopff, und muß der Boßheit Sünden,
Zu seinem grösten Tord, nur allzuspät empfinden.
Er gönnt dem Nachbar nichts, und schläudert den Gewinn,
So hat er eben viel, aus Boßheit selber hin.
Läßt einer auf der Welt sich von dem Neid gewinnen,
So glaub' er sicherlich, daß er nicht mehr bey Sinnen.

Denn,

Denn, daß ein anderer nichts zu geniessen hab,
Frißt er mit Gifft und Gall sich selbst das Leben ab:
Und geb' ein Auge drum, daß andre keines hätten.
Das Schönste trachtet man im Eiffer zu zertretten:
Empfindet aber selbst, mit grösseſtem Verdruß,
Daß der verdammte Neid sich selber straffen muß.

LXXIIII.

Der Wolff und der Hund.

Der Wolff begegnet einem Hund,
Der fett und starck, frisch und gesund,
Mithin die Strasse munter lieffe:
Da jener mager, abgematt,
Kaum Fleisch auf denen Knochen hatt',
Und schier für starckem Hunger schlieffe.
Was, spricht der Wolff, bist du vor mir
Ein glücklich wohl gehalten Thier,
Daß deine Haut dem Spiegel gleich zu achten.
Du nimmst gewiß gut Futter in:
Und ich, der ich doch stärcker bin,
Muß, leider! gar für Hunger schmachten.
Ja, sagt der Hund, ich hab es gut.
Wer meinem Herren Dienste thut,
Dem läßt er treflich Futter geben.
Geh mit, und thu', was ich gewohnt:
So wird dir eben so gelohnt,
Daß du kanst fett und dicke leben.
Was ists? fragt ihn der Wolff darauf,
Erzehle deinen Lebenslauff:
So will ich sehn, ob deine Wercke
Von mir zu thun, uud ich geschickt,
Daß mir es, wie den Hunden, glückt.
Ich habe gleichwohl größre Stärcke.
Man schmeichelt, spricht der Hund, nur seiner Herrschafft hier:

Und wenn es finster, daß die Thür
Geschlossen wird, muß man vor allen Sachen,
Damit kein fremder Mann einschleicht,
Viel weniger ein Dieb da seinen Zweck erreicht,
So Thür, als Hauß bewachen.
Dafür kan ich am Tage ruhn:
Ich habe weiter nichts zu thun,
Als meinen groben Balg zu füllen.
Dann kommt ein allerliebstes Kind,
Dann jemand von dem Haußgesind,
Dann HErr und Frau, den Hunger mir zu stillen.
Kanst du, mein Freund, und wilst du nun
Dergleichen in dem Hause thun,
Und treu zu seyn dich alsobald entschliessen:
So hat es weiter keine Noth,
Und du kanst, glaube mir, dein Brodt
In Uberfluß mit Freud und Lust geniessen.
Von Hertzen gern, das soll geschehn:
Ich will, mein Freund, gleich mit dir gehn:
Ich will, wie du, getreulich wachen.
Muß ich im Regen oder Schnee,
So Nacht, als Tag, bis ich was seh',
Im Walde mir die gröste Sorgen machen:
Und werd' offt mit Gefahr erschreckt.
Dort hab' ich satt, und bin bedeckt,
Und darff mir niemand sonst was sagen.
Komm', eile mit mir an den Ort,
Geschwind, geschwind, mein Bruder, fort:
Man muß auf Erden alles wagen.
Sie gehn, und unterreden sich,
Wie fein, vertraut, und brüderlich
Sie mit einander leben wollen;
Und wie, wenn einem etwas fehlt,
Damit ihn ja kein Mangel quält,
Sie beyderseits sich halten sollen.
Halt, spricht der Wolff, was hast du da?

Als er den Hals geschabet sah.
Das hat, spricht jener, nichts zu sagen:
Dieweil es mir nicht schaden kan.
Das Halsband hat es nur gethan,
Das insgemein die Hunde tragen.
Mein Herr weiß, daß ich beißig bin:
Drum muß im Hoff ich immerhin
Des Tags an einer Ketten liegen:
Des Abends werd' ich loß gemacht,
Wenn's nöthig, überall die Nacht
Das Diebsgesindel zu bekriegen.
Da danck ich für, gehab dich wohl,
Daß ich mich schliessen lassen soll.
Ich will viellieber Hunger leiden.
Die Freyheit ist mir so nicht feil.
Versuche, wie du kanst, dein Heil:
Ich will vergnüget von dir scheiden.
Ist einer in der Armuth frey,
Der suche keine Slaverey,
Könt' er auch viel damit gewinnen.
Wer sich und seine Freyheit liebt,
Und diese für die Nahrung giebt,
Ist recht gestrafft, und gar nicht wohl bey Sinnen.

LXXV.

Das Eichhorn und der Fuchs.

Das Eichhorn sieht von einem Baum
Die Füchsen in dem Wald spatziren,
Und meint, sie liessen ihm den Raum,
Es müsse noch die Reihe zieren.
Springt auch dahin, spatziret mit,
Und will mit seinem Schweiffe prangen:
Seht, wie sie gehn, zwar Schritt vor Schritt,
Nicht wissend, wo sie hin verlangen.

Ein kleines Füchsgen folget nach,
Und rufft, wohin? ihr lieben Brüder.
Worauf das eitel' Eichhorn sprach:
Wir Füchse gehn nur hin und wieder,
Und wissen selber nicht wohin.
Wilst du jetzt unsre Freude stören:
Wirst du, weil ich der Gröste bin,
Von mir bald etwas anders hören.
Von dir? war dieses Füchsgen Wort,
Wie kommest du zu meinem Orden?
Ich will, fliehst du nicht eilends fort,
Dich gleich auf dieser Stell ermorden.
Von Füchsen ist ein Eichhorn weit
In Eigenschafften unterschieden:
Doch läßt dein' Unbescheidenheit
Der Füchsen Ehre nicht mit frieden.
Ey! spricht das Eichhorn, schau mich an,
Schau meinen Schweiff und meine Haaren:
Soll ich mich nicht, wie jetzt gethan,
Fort stets mit meines Gleichen paaren?
Das Füchsgen lacht, und sagt gantz steiff:
Eichhörngen, lern' auf Bäume steigen:
Zum Fuchs gehört mehr, als ein Schweiff:
Und von dem Balge kanst du schweigen.
Bedencke doch, wie klein bist du?
Wie leicht und flüchtig auf den Beinen?
Ich füge dieses noch hinzu,
Es sind nicht alle, was sie scheinen.
Damit erhascht der Fuchs das Thier,
Und bricht ihm alsobald die Kehle:
Sey, was du bist, du schmeckest mir,
Weil ich nicht in der Speise wehle.
Ein jeder bleib' in seinem Stand,
Sich selber nicht zu überheben:
So kan er allzeit, ohne Schand
Und Eiffersucht, geruhig leben.

Der Schein betrüget manchen zwar:
Doch muß die Wahrheit immer siegen.
Wird der Betrug nun offenbar:
So muß Betrug sich selbst betrügen.
Die mit den Grossen in den Rang,
Aus Ubermuth und Ehrgeitz, tretten:
Die machen es gewiß nicht lang:
Und endlich kan sie niemand retten.
Weil, was zu grün, die Ziege frißt,
Und Schweine gerne Träber fressen:
So bleibe lieber, wer du bist,
Und lerne, bist du klug, all' Eitelkeit vergessen.

LXXVI.
Der Fuchs und die Katze.

Die Katze sucht den Fuchs in Nöthen,
Als ihren Freund, und den Gevatters-mann.
Der aber wil mit ihr kaum reden,
Und schaut sie gantz verächtlich an.
Ich, spricht er, muß mich deiner schämen,
Weil du von Künsten nichts gefaßt,
Und was mit Danck stets anzunehmen,
Verächtlich ausgeschlagen hast.
Du lässest dich von Hunden zerren:
Drum bietet dir ein jeder Trutz:
Du dienst, als Slavin, einem Herren,
Und findest sonsten nirgends Schutz.
Was du gelernt, für alles rauffen,
Ist ein so gar verächtlich Ding:
Zu klettern und darvon zu lauffen,
Ist für den Stand viel zu gering.
Ich weiß in alles mich zu schicken.
Was überwindt nicht meine List?
Mir muß mein Unternehmen glücken:

Weil, was mich rührt, betrogen ist.
Ich lebe schier von den Gewinsten,
Und leb' in allem Uberfluß:
Ich habe tausendfache Künsten,
Nichts, das mir nicht gelingen muß.
Ich diene keinem, doch muß allen
Die seltene Geschicklichkeit
Und mein verschmitzter Rath gefallen.
Daher in gröster Sicherheit
Ich bey den grösten Herrn erscheine,
Die gern der Füchsen Schwäntze sehn;
Zwar selbst nicht wissen, wie ichs meine,
Doch mir gebückt entgegen gehn.
Die Katze lacht von gantzem Hertzen,
Und spricht, Gevatter, ist es wahr?
Vielleicht gedencket ihr zu schertzen?
Die Füchse lauffen offt gefahr.
Ich kan, das will sich nicht geziemen,
Nicht thun, was tapffer' Helden thun,
Noch tausendfache Künste rühmen:
Doch bring' ich hier ein fettes Huhn:
Und bitt', um alter Freundschafft wegen,
So wie du mein Gevatter bist,
Nicht einen Groll auf mich zu legen,
Da mein Verstand geringer ist.
Was die Natur mir mitgetheilet,
Gebrauch' ich offt zu meinem Heil:
Denn wer bey Feinden lang verweilet,
Wird ihrer Wuth gar leicht zu theil.
Ich wag' es nicht mit denen Künsten:
Die Fern' ist besser für die Ruh.
Wär' ich ein Fuchs, für die Gewinsten
Kaufft' ich mir ein paar Katzenschuh'.
Als diese noch beysammen stunden,
Erschallt ein Juchzen in dem Wald:
Es kommen ungeheure Hunden,

nochon nochon
nochon nochon noch
nochon nochon noch

Und stören ihren Auffenthalt.
Die Katz' entwischt gleich auf die Bäumen,
Und war im Finstern kaum zu sehn:
Da beyde Hund', im Grimm und schäumen,
Dem armen Fuchs zu Leibe gehn.
Sie beissen, bellen, zerren, fassen:
Der stoltze Fuchs muß dieses mal
In Angst und Schmertzen Haare lassen.
Wo bleibt der Künsten grosse Zahl?
Gevatter, mocht die Katze dencken,
Du Nasenweiser, hilff dir nun:
Vertreib die Hunde mit den Räncken,
Und mach' ihn, wie sie dir, zu thun.
Hier sitz' ich sicher, ob verachtet,
Wohin mich meine Kunst gebracht:
Wenn mein Gevatter Fuchs geschlachtet,
Den tausendfache Kunst nun gar zu schanden macht.
Man sey mit einer Kunst zu frieden,
Welch' Ehre, Schutz, und Nahrung bringt;
Und brauch' in seinem Stand nur, was das Glück beschieden:
Weil, was erzwungen wird, gar selten wol gelingt.

LXXVII.

Der Hirsch und der Hausmann.

Ein Hirsch, der durch der Hunden Bellen
Aus seinem Lager aufgebracht,
Flieht zu des Meyerhoffs ihm nächstgelegne Ställen,
Woselbst er in dem Stroh sich zu verbergen tracht.
Der Ochsen einer fragt den Armen:
Wie suchest du dein Unglück hier?
Ach! sprach der Hirsch, wolt ihr euch nur erbarmen:
So schweiget still, und gönnet mir Quartier.
Hier kan ich doch für Hunden sicher liegen,
Und Jäger suchen mich hier nicht.

So bald es Nacht, will ich mich in den Wald verfügen.
Komm nur nicht, spricht der Ochs, dem Herren vors Gesicht.
Denn wird er dich hier stecken sehen,
So glaube mir, verfolgtes Thier,
Ists unvermerckt um dich geschehen:
Sonst liessen wir dich gerne hier.
Der Hirsch bleibt in dem Stroh verborgen.
Es kommt der Hirt, und bringet Heu,
Ohn' etwas anders zu besorgen.
Auch alle Knechte gehn vorbey.
Der Hoffmann selbst kan da nichts mercken.
Es bleibt der Hirsch in stiller Ruh,
Und rühmt der Ochsen Liebes-Wercken.
Erfahr' erst, spricht der Ochs, was unser Hausherr thu'.
Ach! köntest du vor dem dich so vergraben:
So hättest du besonders Glück.
Der hundert Augen scheint zu haben,
Geht wahrlich nicht so still zurück.
Der Hausherr kommt, zu visitiren,
So bald er abgespeiset hat.
Die Spinne, spricht er, muß hier alle Wände zieren.
Wie? haben auch die Ochsen satt?
Wie liegt das Stroh verwirret überm Hauffen?
Auch der Gewichter wird er alsobald gewahr.
Hier liegt ein Hirsch: der soll mir nicht entlauffen.
Ihr Knechte, tödtet ihn. Ja wär' es nur ein Paar.
Auch der ist gut: ihr könnt ihn in die Küche tragen.
Der Hirsch kommt mir jetzt eben recht.
Wie offt hab' ich nach Wildprät lassen fragen?
Und eben stund' es doch um meine Braten schlecht.
Selbst ist der Mann. Was andere bestellen,
Auch scheinen in dem Dienst dieselben noch so treu,
Wird halb gethan. Ob sie nicht wider bellen,
Ist linck und recht ihn dennoch einerley.
Des Herren und der Frauen Augen
Regieren alles in dem Hauß:

Und

Und wo dieselbe nichts mehr taugen,
Ist's wahrlich mit dem Vortheil aus.
Ein miedling sieht auf seinen Nutzen,
Und fragt nicht, was dem Herrn gebricht:
Kan er ihn leicht um etwas putzen,
Er lässet es gewißlich nicht.
Wer einen Hirsch will in der Küchen haben:
Der visitire seinen Stall.
Denn dieser bringet überall
Dem, der wohl Achtung giebt, die allerschönsten Gaben.

LXXVIII.
Der gereisete Hahn.

Ein Haus-Hahn sprach, voll Uebermuth,
Was thust du nur auf einer Miste,
Als wenn man überall kein Guth
Für deinen Stand zu finden wüste?
Du bist ansehnlich und geschickt:
Du kanst der Nächten Stunden zehlen:
Und wenn des Tages Licht erblickt,
Darfs an der Wachsamkeit nicht fehlen.
So bald sich meine Stimme regt:
Beschämet sie so gar Posaunen.
Wenn das Geflügel sich bewegt,
Muß alles neben mir erstaunen.
Ich trag' auf meinem Haupt die Kron',
Und einen rothen Bart darneben.
Was aber ist dafür mein Lohn?
Ich muß auf einer Miste leben.
Mein Futter ist ein schlechtes Korn:
Das muß ich selbst mit scharren finden.
Man schliest mich zwischen Hauß und Dorn:
So läßt die Großmuth sich nicht binden.
Mir eckelt diese lose Speiß:

Mi-

Mir steht der gantze Welt-Creiß offen:
Und überall hat Muth und Fleiß
Den besten Unterhalt zu hoffen.
Gehab dich wohl, mein enges Hauß:
Ich will die grosse Welt durchreissen.
Hier geh' ich mißvergnüget aus:
Und dorten wird man mich gewiß willkommen heissen.
Der Hahn bricht aus, durchlaufft das Feld:
Und als er sich schon müd gegangen,
Zum Futter aber nichts erhält,
Entkräfftet ihn auch sein Verlangen.
Es findet ihn ein armer Mann:
Der spricht, wem ist der Hahn entlauffen?
Versucht ob er ihn greiffen kan,
In Hoffnung ihn gleich zu verkauffen.
Der Hahn entwischet seiner Hand,
Und eilt mit aller Macht von dannen:
Biß er ein Meyer-höffgen fand,
Woraus die Hund' ihn bald verbannen.
Er kommt ermüdet und gantz matt
Zum Lustrevier der schönsten Wiesen,
Woselbst er Graß und Blumen hat,
Kan aber nichts darvon geniessen.
Er dacht' an seine Miste noch,
Und wünscht ein Korn hervor zu scharren.
Wie will, spricht er, mich hungert doch,
Das Glück mich in der Fremde narren?
Es stoßt ein Habicht auf ihn ein,
Kan aber ihn so bald nicht fassen.
Der Hahn weiß, wieder frey zu seyn,
Sich selbst für Freude kaum zu lassen.
Er eilet in den nahen Wald,
Und meint da seinem Bauch zu dienen:
Wo, leyder! aber ihm gar bald
Ein ausgelaßner Fuchs erschienen.
Der fasset seine Flügel an,

Und

Und spricht, willkomn an dieser Stätte.
Du bist mir wol ein feiner Hahn:
Wenn ich nur offt dergleichen hätte.
Ach! fleht der Hahn, ich bitte dich,
Laß mich, als einen Fremden, reisen.
Sein' Antwort war: du kennest mich:
Den Augenblick will ich dir's weisen.
Ist's so gemeint, sagt jener drauf:
So bin ich Armer aufgerieben.
Ist dis der Welt belobter Lauff?
Ach! wär' ich doch zu Hauß geblieben:
Da war ich sicher und ernährt,
Und hatte weiter nicht zu klagen:
Nun ist dis alles mir gewährt:
Daß ich nur muß von Unglück sagen.
Ich, sprach der Fuchs, will deines Leids
Ein schnell und glücklich Ende machen:
Und hat des Hahnen Kopf bereits
In seinem Hahnbegier'gen Rachen.
Die Lehr' ist: Wenn man sicher sitzt,
Und Ursach' hat vergnügt zu leben,
Daß man nichts ungereimt vorschützt,
Sich seines Sitzes zu begeben.
Veränderung hat offt Gefahr:
Und wer die Welt nicht völlig kennet,
Empfindet, gleich wie's allzuwahr,
Daß mancher ins Verderben rennet.
Wer reisen will, nehm sich in acht:
Gefahr ist überall vorhanden.
Wer aber sich zum Glücks-spiel macht:
Der macht sich selber auch zu schanden.
Ein wenig Brodt ist im Genuß
Viel besser, wenn's zur Noth bewahret,
Als ein gewünschter Uberfluß,
Wormit Gefahr und Schimpf gepaaret.
Wer sitzet, und wohl sitzen kan:

Der

Der lasse ja den Sitz nicht schwinden.
Sonst ist es um sein Glück gethan,
Und er muß späte Reu empfinden.

LXXVIIII.

Das Füllen und seine Mutter.

Ein Füllen sah die Mutter stutzen,
Wie sie zum reiten ausgeführt.
Wann, sprach es, wird man mich so putzen?
Ich bin ja gar mit nichts geziert.
Ach! wenn ich eine Mutter hiesse:
Daß man mich auch so schön erblickt,
So prächtig allzeit schmücken liesse,
Und prangend einem Reuter schickt.
Wie schön ist's einen Sattel tragen?
Wie schön, wenn man in Riemen geht,
Die Huffen nicht allein beschlagen,
Der Kopf sich auch in Bändern dreht?
Der Zaum muß Zahn und Maul regieren.
Ach! mich verlanget gar zu sehr,
Daß man mich also möchte zieren,
Und ich bald eine Mutter wär.
Die Mutter sprach, sey nur zu frieden:
Das Unglück trifft dich allzufrüh.
Wem Last und Ungemach beschieden:
O! der entgeht demselben nie.
Dis wünscht' ich auch in deinen Jahren,
Als meine Mutter so geschmückt.
Ich mein', ich hab es nun erfahren,
Und weiß, wie dieser Schmuck mich drückt.
Zaum, Sattel, Zeug, und alle Gaben,
Auch was den Hals zu zieren scheint,
Muß ich, als eine Sclavin, haben,
Und drücket mehr, als man es meint.

Im

Im Sattel muß der Reuter sitzen,
Der in den Bügeln fest gesteifft;
Ich gantz ermüdet drunter schwitzen,
Und mercken, was er spricht und pfeifft.
Dann muß ich stehn, dann caloppiren,
Dann einen Trapp und Schritt verstehn:
Dis alles muß der Zaum regieren,
Und ich nach Winck und Willen gehn,
Darbey die Sporen scharff empfinden.
Sonst peitschet man mich müd' und matt.
Die Last und Müh kan nicht ergründen,
Wer sie nicht selbst empfunden hat.
Wer's aber weiß, trägt kein Verlangen,
Zu solcher schweren Sclaverey,
Was herrlich gläntzet zu empfangen:
Und wünscht, daß er ein Füllen sey,
Das ungebunden, unbeschlagen,
In angenehmer Freyheit prangt,
Das, keine schwere Last zu tragen,
Sein Futter ohne Schweiß erlangt.
Man rühm' und wünsche keine Zierde:
Es trieget offt der äuß're Schein.
Die Tugend-Lieb' und Ehr-Begierde
Muß überall das Beste seyn.
Was man nicht weiß, versteht, noch kennet:
Daran vergaffe man sich nicht:
Weil mancher ins Verderben rennet,
Und Dornen, statt der Rosen, bricht.
Der Krieg ist Unerfahrnen süsse:
Wie viele kommen drinnen um?
Wenn sich der Mensch nur rathen liesse:
Bewahrt er gern sein Eigenthum.

LXXX.
Zween Maul-Eseln.

Zwey Maulthier trugen schwere Lasten,
Allein mit diesem Unterscheid,
Das eine truge Waar' im Kasten,
Und Geld mit aller Herrlichkeit.
Dem andern waren Futtersäcke,
Als was Geringes, aufgelegt.
Das eine prangt mit seiner Decke,
Und allem Reichthum, den es trägt.
Den stoltzen Kopf weiß es zu führen,
Und nach der Schellen Klang zu gehn,
Ihm glaubend woll' es nicht gebühren,
Sich nach dem andern umzusehn.
Das ließ den Kopf in Demuth hangen,
Und folgte dem Gefehrten nach.
Doch kommen, als ihr Herr gefangen,
Sie beyd' in grosses Ungemach.
Die Räuber greiffen nach den Kasten,
Verwunden selbst das arme Thier,
Ohn jenes Futter anzutasten.
Das weidet unterdessen hier,
Biß aller Reichthum abgeladen:
Da lassen sie das Maulthier gehn,
Das neben dem erlittnen Schaden
Bloß und erbärmlich anzusehn.
Es wendet sich zu dem Gefehrten,
Und fraget was man ihm gethan.
Wird dir es nun auch besser werden,
Da man mir nichts mehr nehmen kan?
Drauf muß es dis zur Antwort hören:
Die Räuber lassen mich in Ruh,
Weil ihre Güther zu vermehren
Ich jetzt nicht so geschickt als du.

Stoltziere nun mit deinen Schellen:
Das Futter bleibet mir allein,
Damit will ich, bis zu den Ställen,
Vergnüget und zufrieden seyn.
Gefahr ist denen Reichen eigen:
Den Armen tastet niemand an.
Wohl dem, der so verachtet schweigen,
Und sich in alles schicken kan.
Den Reichen gönne man die Güther
Mit ihrem Pracht und Uebermuth:
Es giebt das Glück, und nimmet wieder,
Wenn, wer vergnüget, sicher ruht.

LXXXI.

Der Adler/ die Katze/ und das wilde Schwein.

Der Adler hat auf einem hohen Baume,
Der Meinung nach, ein sicher Nest gemacht:
In dessen Höhl' und Mittelraume
Die Katz' ihr' Jungen hingebracht.
Am Stamm gantz unten auf der Erden
Wirfft seine Jung' ein wildes Schwein:
Daß diese drey die nächste Nachbarn werden.
Und dieses schien' ihn angenehm zu seyn.
Die Falschheit aber stört die Freude,
Und richtet ein Verderben an:
So, dencket doch, ist's um die stärckſten beyde
In einer kurtzen Zeit gethan.
Die Katze kriecht zum Adler in die Höhe,
Und stellet sich recht jämmerlich:
Ach! lieber Nachbar, wie ich sehe,
Steht's gar nicht gut um mich und dich.
Schau, wie das Schwein am Baume wühlet.

Es wirfft ihn nächster Tagen um:
So wird, wenn's unser keiner fühlet,
Die Jugend seine Mast und niedlich Eigenthum.
Ich will deswegen stets bey meinen Jungen bleiben.
Und dieses rath' ich gleichfals dir:
Wo möglich, bey dem Fall den Mörder zu vertreiben.
Denn das stellt er sich jetzt nicht für.
So bald der Adler dort mit Sorgen eingenommen:
Daß er sich nicht getraut von seinem Nest zu gehn:
Ist die verruchte Katz' auch zu dem Schweine kommen,
Und lässet ihre Nuppen sehn.
Ach! spricht sie, wie so schön und munter
Sind deine Ferckeln um dich her:
Deswegen schaut der Adler offt herunter.
Wenn alles nur sein Eigen wär.
Und könt' er meine Katz' erreichen,
Es wäre schon mit ihnen aus.
So bald du wirst von hinnen weichen,
Sind deine Ferckeln ihm ein angenehmer Schmauß.
Das wilde Schwein erschrickt und zaget:
Ich danck' euch, spricht es, Nachbarin:
Doch glaub' ich nicht, daß er es waget,
Wann ich zu Haus bey meinen Jungen bin.
Der Adler schmachtet auf dem Neste:
Desgleichen thut das wilde Schwein.
Die Katze sucht die Nacht das Beste:
Den Tag in ihrer Höhl zu seyn.
Das Schwein crepiret mit den Jungen:
Und so geht es dem Adler auch.
Der falschen Katz' ist es gelungen:
Die füllet mit Betrug und arger List den Bauch,
Man fliehe, wie man kan, die Bösen,
Und glaube derer Falschheit nicht:
Weil, wenn sie recht vertraut gewesen,
Ein grosses Unglück zugericht.
Wenn Ohrenbläser dich mit Lügen,

Verleumdung, und Scheinheiligkeit,
Wie solches offt geschieht, betrügen:
Ist das Verderben dir bereit.
Wird Tugend, Lieb', und Treu gefunden,
Hat alle Boßheit keine Krafft:
Den halte man sich höchst verbunden,
Und suche gute Nachbarschafft.

LXXXII.

Der Muthwille.

Es wolt' ein Mensch, den jetzt ein Hund gebissen,
Für seine Wund' ein treflich Mittel wissen:
Und reicht dem Hund in Blut geduncktes Brod.
Der solches sieht, befürchtet gröſsre Noth,
Und spricht, laß dis nicht ander' Hunde sehen:
Sonst werden sie uns all zu Leibe gehen.
Findt Boßheit Schutz, ja Beyfall und Gewinn:
So rühmt sie sich, und wächset immerhin.

LXXXIII.

Die abgefertigte Unverschämtheit.

Der Löwe steht auf seinem Raub,
Und will ein gantzes Rind zerfleischen.
Ein Räuber springet aus dem Laub,
Halb Part von diesem Fund zu heischen.
Geh, spricht der Löwe, packe dich:
Sonst will ich dir was anders weisen.
Dein Unvernunfft bewegte mich,
Dich bald in Stücke zu zerreissen.
Er laufft. Es kommt ein Wandersmann,

Der, weil er da den Löw erblicket,
Laufft, was er immer lauffen kan.
Der Löwe spricht, dir hat's geglücket,
Weil du nicht unbescheiden bist.
Komm, nimm ein Theil von diesem Braten,
Das würcklich dir gegönnet ist,
Und fürchte dich für keinem Schaden.
Der Wandersmann bleibt doch zurück,
Und scheint den Worten nicht zu trauen.
Nimm, spricht der Löwe, hier dein Stück:
Du kanst auf meine Worte bauen.
Wer unverschämt, bekommet nicht,
Was der Schamhafftigkeit gebühret.
Und was dem Geitzigen gebricht,
Wird durch Vergnügen abgeführet.

LXXXIIII.
Der Maul-Affe.

Ein Affe liebt den Müßiggang.
Sich dessen doch nicht bloß zu geben:
Vielleicht auch nur um einen Rang:
Erwehlt er das Studenten-Leben.
Er reißt auf ein' Academie:
Da sieht er junge Bursche stutzen:
Und was er sieht, vergißt er nie,
Er fängt sich gleichfals an zu putzen.
Er geht mit einem hohen Schritt
Den gantzen Tag auf denen Gassen:
Das Gute zwar macht er nicht mit,
Will aber nicht vom Bösen lassen.
Was thut er dann zum Zeitvertreib?
Er suchet seine Cameraden:
Er saufft, er spielt, er übt den Leib
In auserwehlten Helden-Thaten.

Er schreyt, er kratzt, er brüllt, er schwermt,
Er buhlet, trotz den besten Affen,
Und suchet, wenn er ausgelermt,
Mit allen um die Wett zu schlaffen.
Dis aber thun Studenten nicht:
Zu denen er sich will gesellen.
Er muß, weil's ihm an Geld gebricht,
Sich nun ein wenig fleißig stellen.
Doch weiß er nicht, wie man das macht.
Er laufft mit andern, ohn zu wissen,
Worzu, wohin sein Fell gebracht,
Gleich als wenn einer müste büssen.
Er komme, höret er, mit Ruhm,
Die schöne Künste zu erlernen,
In ein gelehrt Collegium:
Als zu den weit entlegnen Sternen.
Doch weil er nun erscheinen muß,
Wird er gefragt, was er studire.
Was, hört man, ein Theologus
In seinem Mund und Hertzen führe.
Er sitzt, er hört, und mercket's kaum,
Als wenn er hier im Zaum gehalten,
Verbeisset sich, verschluckt den Schaum,
Und zieht das Maul in hundert Falten.
Das meint er steh' ihm trefflich an,
Und macht' ihn erst zum grossen Herren:
Es thut sein Maulwerck, was es kan,
Und lernet sich abscheulich flerren.
Zum Unglück bleibt der Wechsel aus,
Sein Hasseliren fort zu treiben:
Drum muß er mit Verdruß zu Hauß,
Sein Affen Maul zu spielen, bleiben.
Er reiset endlich gar davon.
Der als ein Aff hier angenommen,
Und gar nicht als ein Musen-Sohn,
Ist als ein Maul-Aff wieder kommen.

Bey Musen kehret Tugend ein:
Die Schand' und Laster zu vertreiben.
Studenten müssen Menschen seyn,
Die Affen aber Affen bleiben.

LXXXV.

Das böse Weib.

Corinna war ein Ehrvergessen Weib,
Ein Eigensinn, voll Eiffer, Gifft und Gallen:
Verleumdung war ihr bester Zeitvertreib,
Verlust und Schad' ihr Wünschen und Gefallen.
Ihr macht' es nie der tugendsamste recht.
Sie liesse sich gern stoltz und prächtig sehen.
Sie haßte gar ihr eigenes Geschlecht.
Es war durchaus mit ihr nicht umzugehen.
Ihr liebster Mann, der gar zu ehrlich war,
Must' allen Tord von diesem Weibe leiden:
Ihr böses Maul beschämt' ihn immerdar:
Doch fragt er nichts nach allen Eitelkeiten.
Er liebte sie, voll Tugend und Gedult,
Und wünschte nur, Gott wolle sie bekehren.
Man gab ihm zwar, wie seiner Frauen, schuld,
Als wenn sie gleich, und eines Sinnes wären.
Dis schmertzt ihn nur. Er war der beste Mann,
Der, wenn er kont, so Feind als Freunden diente,
Mit Wissen nie jemanden Leids gethan,
Und in dem Ruhm der wahren Tugend grünte.
Ach! sprach er einst, mein Schatz, besinne dich,
Sey tugendsam, und strebe nach dem Frieden,
In dir vergnügt und niemand ärgerlich:
So hat uns Gott schon Guts genung beschieden.
Was? fuhr sie auf, ein' alte Hur, wie du,
Soll dieses, mich zu corrigiren, sagen?
Du lässest mir im Hause keine Ruh:

Ich

Ich will und kan dis nimmermehr vertragen.
Sie fiel aufs Bett', als von dem Schlag gerührt:
Sie schnaubet, tobt, mit Zittern und mit Beben:
Sie fluchet, schilt, und droht, wie sich's gebührt,
Nicht einen Tag mit ihrem Mann zu leben.
Und was geschieht? Ihr Wünschen findet statt.
Ihr Kopf wird spitz, die Armen werden Flügel,
Die Bein' ein Schwantz, der sich geschlungen hat.
Der fromme Mann eröffnet alle Riegel,
Und schreyt um Hülff: die Frau verwandelt sich.
Was ist zu thun? was soll ich mit ihr machen?
Dort flieht sie hin: und ich verwundre mich.
Wird meine Frau nun endlich gar zum Drachen?
Soll allen dis, welch' ihr noch gleich, geschehn:
Man würde hier, wie sonst in allen Landen,
Nichts häuffiger, als solche Drachen, sehn.
Was tugendhafft, wird nimmermehr zu schanden.
Die Guten sind bey Bösen als ein Licht,
Der Männer Kron', und ihres Hauses Sonne.
Wenn Bösen gar die Menschlichkeit gebricht:
Geniesset man von Guten Freud und Wonne.
Ihr Weiber nehmt die Fabel wohl in acht.
Flieht, was ihr könnt, all gifftiges Geschmeisse:
Daß, wenn ihr selbst euch nicht zu Drachen macht,
Euch jedermann die schönsten Engeln heisse.

LXXXVI.

Der Geyer und die Tauben.

Ein Geyer war der Tauben ärgster Feind,
Der sie verfolgt und suchet aufzureiben.
Doch geht es nicht so wie's der Geyer meint:
Weil dies', aus Furcht, theils in dem Hause bleiben,
Theils zu geschwind des Raubers List entgehn.
Behutsamkeit bewahret die da fliegen:

Drum sucht der Feind, der solches wohl gesehn,
Mit arger List die Tauben zu betrügen.
Er rufft ihn zu: warum so gar verzagt?
Ich werd' euch nicht in dieser Gegend schaden.
Was euch gebricht, und unvermuthet plagt:
Das saget mir: ich will euch treulich rathen.
Nehmt, seyd ihr klug, mich zum Beschützer ein:
Ich will in Noth, in Aengsten und Gefahren,
Als Oberhaupt und euer König seyn,
Und überall euch schützen und bewahren.
Der Friede sey von nun an fest gestellt:
Laßt alle Furcht den Augenblick verschwinden,
Und lernet nur, wenn euch die Ruh gefällt,
In Sicherheit und Lieb' euch mir verbinden.
Die Tauben sind des langen Krieges müd',
Und meinen, daß ihr' Einfalt sie betrogen.
Der Geyer ist zu Freundschafft, Lieb, und Fried',
Ins Tauben-hauß, als König, eingezogen.
Allein wie geht es denen Tauben nun?
Ihr Feind ist da, dem sie sich übergeben:
Der kan hier selbst sich ein Genüge thun,
Und bringet bald die Tauben um das Leben.
Erbärmlich geht es über alle her.
Und keine weiß mehr Rath und Schutz zu finden.
Ach! schreyen sie, die Noth ist allzuschwer.
Wer kan uns nun erretten und entbinden?
Was haben wir zum Untergang gethan?
Weh denen, die Tyrannen sich vertrauen!
Und wer entgeht, wo niemand helffen kan,
Der Gierigkeit verfluchten Henckers-Klauen?
Dis hat manch Land und wohlverwahrte Stadt,
Zum grösten Leid des armen Volcks, erfahren.
Wer Sicherheit und gute Nahrung hat,
Der suche sie mit Klugheit zu bewahren.
Man glaub' und trau' arglistgen Feinden nicht:
Wenn ausser Noth sie von dem Frieden sprechen,

Ist all ihr Thun zum Schaden abgericht:
Aufdaß sie sich an denen schwachen rächen.
Es kostet offt gar viel unschuldig Blut:
Daß Elend, Angst, und Furcht nicht zu beschreiben.
Drum suche man, in allem was man thut,
In guter Ruh und Sicherheit zu bleiben.

LXXXVII.

Der fürchterliche Ochsen-Streit.

Die Frösche seh'n den Ochsen-Streit,
Und wissen sich nicht drein zu finden.
Nun, schreyet einer, ist es Zeit
In dieser Gegend zu verschwinden.
Was steht euch armen Fröschen für?
Gefahr und Noth wird uns verbannen:
Der Untergang ist vor der Thür:
Drum flühe, wer nur kan, von dannen.
Wie so? sprach einer: bleibe du:
Laß dich der Ochsen Streit nicht kräncken:
Die lassen uns in guter Ruh,
Und werden uns'rer kaum gedencken.
Sie stossen sich nur um den Rang,
Und bleiben gern auf ihrer Wiesen,
Von uns entfernt und still, so lang
Sie dorten fettes Graß geniessen.
Nein, war die Antwort, wer verliehrt,
Daß er besieget flüchtig worden,
Wird durch die Wuth hierher geführt,
Und schont gewiß nicht uns'rer Orten.
Er tritt und quetschet alles hier,
Bringt alles unter seine Füssen:
Und was darneben sonsten wir,

Zur grösten Noth, erfahren müssen.
Wenn groß' im Streit verwickelt stehn,
So müssen's kleine mit empfinden:
Welch' offters keine Rettung sehn,
Ob Freund', ob Feinden überwinden.
So drückt der Krieg den Unterthan,
So wird das gantze Land verheeret.
Den Frieden wünschet jederman,
Der frölich groß' und klein' ernähret.

LXXXVIII.

Der Adler und der Fuchs.

Der Adler raubt dem Fuchs die Jungen,
Dieweil er ausgegangen war,
Und leget sie, wie's ihm gelungen,
Den seinen aufzufressen dar.
Der Fuchs erschrickt, und will sich rächen.
Was da zu thun, versteht er kaum.
Der Adler weiß ihm Hohn zu sprechen:
Sein Nest war auf dem höchsten Baum.
Ach! spricht der Fuchs, ach! gebe wieder;
Ach! lasse meine Kinder doch:
Reiß lieber mich für sie darnieder:
Ich gräme mich zu tode noch:
Ich kan mich nicht zufrieden geben,
Bis ich die Jungen wieder hab':
Drum gib sie mir, schenck' ihn'n das Leben:
Ihr Unglück bringet mich ins Grab.
Der Adler fragt nach keinem Bitten,
Und spottet seiner von der Höh:
Du kennest derer Räuber Sitten,
Und weist, wie's um dich selber steh'.
Erbarm'st du dich, wenn du gestohlen?
Wird Fleh'n und Bitten nicht veracht,

Wenn einer das wil wiederhohlen,
Was du zum Eigenthum gemacht?
Stirb, wenn du wilst, für deine Jungen:
Die sollen dennoch bald daran.
Mich freuet, daß es mir gelungen,
Und ich mein' Adler nähren kan.
Der Fuchs geht sehr betrübt von dannen,
Und bittet um des Himmels Rach:
Verflucht, verwünschet den Tyrannen,
Und stellt ihm, wenn es möglich, nach.
Er findt an denen Opfer-Stellen
Ein brennend Holtz von ungefehr,
Und macht, den hohen Baum zu fällen,
Ein grosses Feuer rings umher.
Dem Adler wird im Neste bange:
Weil seine Jungen in Gefahr,
Und reichet, daß er Hülff' erlange,
Dem Fuchs die Beute wieder dar.
Er bittet, seinen Baum zu retten.
Der Friede wird nun hergestellt:
Daß, weil sie nicht zu klagen hätten,
Was jeder Theil gewünscht, erhält.
Die Fabel giebt uns klare Proben,
Wie mancher bey dem Uberfluß,
Wenn er schon groß und hoch erhoben,
Sich auch für kleinen fürchten muß.
Der ärmste kan dem reichsten schaden,
Wenn Schmertz und Leid ihn angeflammt,
Und zum Verdruß ihm aufgeladen,
Was er verfluchet und verdammt.
Man hüte sich, vor allen Dingen,
Zur Wuth und Desperation
Den allerärmsten aufzubringen:
Er findet seine Rache schon.
Man lasse Recht für Recht ergehen,
Und thu nach aller Billigkeit:

So wird uns wieder Recht geschehen,
Zur grösten Freud' und Sicherheit.

LXXXIX.

Die Mohren-Bleiche.

Ein Kauffmann bringet einen Mohren
Aus einem weit entleg'nen Land,
Bedauret, daß er schwartz gebohren,
Und bietet ihm Hülffreiche Hand.
Weil er in aller Menschen Augen
Ein Wunder oder Abscheu war:
Wusch' er ihn selbst mit scharffer Laugen,
Und bleicht' an ihm ein gantzes Jahr.
Er brauchte Milch und alle Schmincken:
Er legt ihm Wachs und Tücher auf:
Er hieß ihn schöne Wasser trincken,
Und ließ der Medicin den Lauff.
Was ihm zur Bleiche vorgeschrieben,
Ist gar vergebens angebracht:
Der Mohr ist doch ein Mohr geblieben,
Und welcher schwartz, nicht weiß gemacht.
Ach! klagt der Kauffmann, mein Bemühen
Und Arbeit ist umsonst gethan:
Ja könte man die Haut abziehen,
So blieb' ein Mohr ein schwartzer Mann.
Ich kan und wil fort keinen bleichen:
Weil es vergeben' Arbeit heißt.
Die Kunst muß der Natur doch weichen,
Die keine Sorg' und Müh zerreißt.
Wer böse suchet gut zu machen,
Thut, was der Kauffmann hier gethan,
Und übernimmt dergleichen Sachen,
Welch' einer nicht verrichten kan.

XC.
Die eingebildete Schönheit.

Die Kröpfe sind an vielen Orten
Natürlich und zur Mode worden.
Einst kommt ein Frauenzimmer an,
Das mit dem Kropf nicht prangen kan,
Sonst aber unter allen schönen
Gewohnet ihren Rang zu nehmen.
Sie meinte, daß vornehmlich hier
Vor andern ihr der Ruhm gebühr',
Als einer, die mit solchem Schaden,
Wie sonsten alle, nicht beladen:
Und deren Halß steiff, glatt, und rund
Zur Schönheit unvergleichlich stund.
Must' aber bald sich selber schämen,
Von vielen spöttisch zu vernehmen,
Daß ihr zum schönen Angesicht
Ein gleichfals schöner Kropf gebricht.
Viel besser wär' es, wenn man wehlte,
Daß einem gar die Nase fehlte.
Was an dem Leib' ein guter Kopf,
Sey an dem Halß' ein dicker Kropf.
Ey! fragt die schöne, Kröpfe zieren?
Die von den Hälßen abzuführen:
Wenn, wer sie hat, mit allem Fleiß
Die Plage zu curiren weiß.
Pfui, pfui, erfuhre sie dargegen,
Daß sie dergleichen sagen mögen.
Die Schönheit ist nicht ohne Neid:
Daher vielleicht der Kröpfen Streit.
Sie muß, mit allen Schönheits-Gaben,
Des Kropfes grösten Fehler haben,
Und findet an dem Kropfen Ort,
Des Mangels wegen, Schimpf und Tord.

Ein jedes Land hat seine Weise:
Die lobe man. Ja rühm' und preise,
Was man, wenn alles schon gethan,
Nicht heben oder åndern kan.
Gewohnheit scheinet auf der Erden
Zum Meister und Tyrann zu werden:
Die machet, weil es ihr bequem,
Den Mensch' verhaßt und angenehm.
Was schön und tugendhafft, kan allen
An allen Orten nicht gefallen:
Es kommet offters auf den Wahn,
Nicht auf das wahre Wesen an.

XCI.

Der leidige Geitz.

Es scharrt' ein Hund, nach todten Knochen,
Ein tieffes Loch an dem geweyhten Platz,
Und findet da (so wird die That gerochen)
An statt der Knochen, einen Schatz:
Bekommt darbey die Geld-Begierde,
Und wil durchaus nicht von dem Reichthum gehn:
Ja selber, eh' er was davon verliehrte,
An diesem Ort die gröste Schmach ausstehn.
Er dencket nicht an Essen oder Trincken:
Er ist allein von den Begierden satt.
Muß aber bald verschmachtet niedersincken:
Er stirbet, weil er reich, und nicht zu leben hat.
Ein Geyer, der nach seinem Aaß geflogen,
Erstaunet, als er sieht, was hier der Geitz gethan,
Und spricht, wie? hat dich dieser Schatz betrogen?
Ich rühr' ihn nicht, nur dich, zu speisen, an.
Was machen Narren mit dem Gelde,
Die nichts davon geniessen woll'n?
Du kommst mir eben recht, weil in dem sich'ren Felde

Mir deine Braten schmecken soll'n.
Der Reichthum wird doch manchen hier zum Stricke:
Die machen sich nur selber angst und bang,
Und eilen, trotz dem ihn'n bescherten Glücke,
Voll Geitz und Neid, zum Untergang.
Was Gott beschert, soll man vergnügt geniessen,
Und von dem Uberfluß auch andern Gutes thun:
So kan, wenn man sich tugendhafft bewiesen,
Der Cörper auch im Segen ruhn.

XCII.

Das Weib und der Todt.

Menalcas hat ein unvergleichlich Weib.
Es schien' ein Geist in beyder Leib zu wohnen:
Ein Hertz, ein Sinn, ein Thun, ein Zeitvertreib,
In Zärtlichkeit einander zu belohnen.
So wie das Weib, die schöne Cloris, war,
Und ihrem Mann so Treu' als Lieb' erwiesen:
Wurd' überall dieß gantz vergnügte Paar
Beglücket, reich, und tugendsam gepriesen.
Der Mann erkranckt, und leget sich zu Bett':
Ein Artzt erscheint: er muß zur Ader lassen:
Und, wie man ihm doch gern geholffen hätt',
Er, wie die Plag' all' Artzeneyen hassen.
Die Kranckheit nimmt schier täglich überhand,
Bis endlich gar sein' Augen wie gebrochen.
Der Medicus beklagt den Jammer-Stand,
Der endlich ihm das Leben abgesprochen.
Der Cloris geht dieß Elend gar zu nah:
Sie klaget, weint, empfindet gleiche Noth,
Wil ihren Mann mit ihrem Blute retten,
Legt sich zu Bett, und wünschet sich den Todt,
Als könte sie des Liebsten Stell vertretten.
Ach! seufftzet sie, was fang ich immer an?

Ich kan und will den Schatz nicht überleben.
Komm, lieber Todt, wenn ich was bitten kan,
Ich wil mich dir zum Opfer übergeben.
Ach! schone du doch meines Mannes nur,
Und sey mit mir, an seiner statt, zufrieden:
Versichert ihn mit einem theuren Schwur,
Lebt nur ihr Mann, daß sie vergnügt geschieden.
Der Todt stellt sich, nach ihrem Wünschen, ein,
Und fraget sie, ob dieß ihr rechter Wille?
Naht ihrem Bett', und wil zufrieden seyn,
Wenn für den Mann sie dieß Gelübd' erfülle.
Die Frau erschrickt, und spricht, du irrest dich:
Ich finde mich in keinen Todes-Nöthen.
Dort ist mein Mann, der ächzet jämmerlich,
Und ruffet dir, wo's möglich, ihn zu töden.
Sie laufft geschwind von ihrem Bett darvon,
Und läßt den Todt mit ihrem Mann alleine:
Damit sie nur dem Botten seinen Lohn,
Dem Mann den Todt nicht zu mißgönnen scheine.
Man traue doch der Weiber Weinen nicht:
Auch wenn sie schon die beste Worte geben,
Indem aus Lieb' ihr Mund vom Sterben spricht,
Woll'n sie gewiß die Männer überleben.
Die Lieb' ist wohl viel stärcker als der Todt:
Der Weiber Hertz doch nimmer zu ergründen.
Und wo ist nun auch in der letzten Noth
Die Tugend, Zucht, und wahre Treu zu finden?
Im Leben zwar beleben sie den Mann:
Wie aber wird, wenn er nun abgestorben,
Und was man wünscht, sein Lebenlang gethan,
Der Frauen Gunst und Zuversicht erworben?

XCIII.

XCIII.
Das Schooß-Hündlein und der Dorff-Hund.

Ein' Hauß-Frau pflegt in guten Tagen
Ein Hündgen auf dem Arm zu tragen:
Das spielt, liebkoset, leckt das Weib,
Und war ein schöner Zeitvertreib.
Das Hündgen, das sich so bewiesen,
Hat von dem besten zu geniessen:
Daß es so fett, als artig gieng,
Und den Charmanten Nam empfieng.
Der Dorff-Hund, der den Hof bewachte,
Und sonsten nicht viel Wesens machte,
Ließ sich kaum in dem Hause sehn,
So hieß man ihn schon wieder gehn.
Ach! seuffzet er, wem soll ich's klagen?
Ich muß an harten Knochen nagen:
Bey Hunger, Schlägen, Frost, und Noth,
Bekomm' ich kaum ein stückgen Brod.
Sorgfältig hab' ich alle Sachen,
Ja Hauß und Hofstatt zu bewachen:
Für solche Treu und Munterkeit,
Verfolget man mich allezeit.
Ich darff nicht in die Stube kommen:
Und der wird auf den Arm genommen,
Ja dem wird alles guts gethan,
Der nichts, als careßiren, kan.
Laß sehn, ich wil es auch so machen:
Vielleicht verändern sich die Sachen:
Ich bin ja groß, starck, frey, und treu.
Warum fehlt mir die Schmeicheley?
Die Hauß-Frau kommt in Hof gegangen,
Wird freundlich von dem Hund empfangen,

Und thut, als ob sie ihn nicht seh':
Drum springt er an ihr in die Höh'.
Was Hencker, spricht die Frau, soll's heissen?
Wil mich das Rabenaß zerreissen?
Du garstig, schmutzig, stinckend Thier,
Geh weg, geh, toller Hund, von mir.
Ach! rufft sie bald dem Knecht entgegen,
Ihr müßt den tollen Hund erlegen:
Seht hier, wie der mich zugericht:
Ich leid' ihn fort im Hause nicht.
Der Hund wird jämmerlich geschlagen,
Und fängt erbärmlich an zu klagen:
Was fang' ich armer Hund nun an,
Indem ich nichts recht machen kan?
Erst war ich still, und muste schmachten.
Weil ich nun kühn, wil man mich schlachten.
Was thut man, das dem Herrn gefällt,
In dieser gantz verkehrten Welt?
Mich wil man um das Leben bringen.
Dem kleinen Hund muß es gelingen,
Dem, wenn er so, wie ich, gethan,
Man nicht genung flattiren kan.
Wenn zween einerley bestellen,
Ist's Urtheil doch nicht gleich zu fällen:
Zumalen steht die Schmeicheley
Nicht einem, wie dem andern, frey.
Ein Liebling darff wohl etwas wagen,
Von dem man alles zu vertragen,
Wenn er auch was verbricht, gewohnt,
Was man ihm sonsten übel lohnt.
Man soll in sich gelassen leben,
Dem Schicksal nimmer widerstreben,
In seinem Amt, ohn allen Schein
Des Neides, treu und fleißig seyn.
Sind Schmeichler trefflich angeschrieben:
Soll man dargegen Warheit lieben,

Nur auf die That und Tugend sehn:
So kan uns nichts zu leid geschehn.
Muß einer aber drunter leiden,
So kan er doch mit tausend Freuden,
Trotz aller Noth, in sich allein
Vergnüget und zufrieden seyn.

XCIV.

Der vom Opfer raubende Adler.

Der Adler sah von seinem Nest,
Nah bey dem Wald, am grossen Fest,
Ein unvergleichlich Opfer brennen,
Und meinte, daß die Beute gut,
An welcher, weil er wohlgemuth,
Sich seine Jungen laben können.
Was thut die Lust-Begierde nicht,
Den Raub, dieweil er im Gesicht,
Ohn' allen Anstand zu erwischen?
Er fliegt hinzu, erhascht ein Stück,
Und bringet es vergnügt zurück,
Den jungen Adlern aufzutischen.
Da fieng das Nest zu brennen an:
Daß er der Glut nicht wehren kan:
Weil an dem Raub noch Kohlen hiengen.
Im Nest verbrennet seine Zucht:
Kaum rettet er sich mit der Flucht,
Und weiß sonst nichts darvon zu bringen.
Sie fallen von dem Feuer-Herd,
Gesengt, gebrennet, auf die Erd,
Und müssen in der Noth crepiren;
Der Adler aber auf dem Ast,
Mit ungemeinem Leid und Prast,
Die jämmerlichste Klage führen:
Was hab' ich gröster Thor gethan?

Daß ich mir nun nicht helffen kan.
Ich möchte mich wol selbst ermorden:
Mein' arme Jungen schmertzen mich,
Die für den Raub so jämmerlich
Ein Raub der wilden Thieren worden.
Dis Unglück stellen die sich vor,
Die, sind sie gleich noch in dem Flor,
Unrechtes Gut zusammen bringen.
Der Fluch hängt, wie die Kohlen, dran,
Verzehret alles: also kan
Es denen Reichen nicht gelingen.
Es schadet sich die Gierigkeit.
Und was zu Gottes Ehr bereit,
Soll niemand boßhafft zu sich raffen:
Sonst wird der Geitz, der Menschen Pest,
Der nichts unangetastet läßt,
Sich selbst, bis zum Verderben, straffen.

XCV.

Der Fuchs und der Storch.

Es sah der Fuchs, voll List und Lachen,
Des Storchens langen Schnabel an,
Und sprach, wie mag das Thier es machen,
Daß es die Speiß geniessen kan?
Ich will dich in der That beziehen:
Komm nur ein mal zu mir ins Haus:
Mir ist ein ander Maul verliehen,
Damit lach' ich die Schnäbel aus.
Er bat den Storch mit vielem Schmeicheln,
Weil er sein treuer Freund, zu gast.
Der Storch weiß nichts von List und Heucheln,
Und hält sich auf den Schmauß gefaßt.
Als er in Lieb und Freundschafft kommen,
Und als ein Gast, nicht mit Gefahr,

Vom ersten Rang den Sitz genommen,
Weil niemand sonst gebeten war:
Setzt ihm der Fuchs in flacher Schalen
Nur eine dünne Suppe bey,
Und dieses zwar mit vielem Prahlen,
Wie kostbar dis Gerichte sey.
Der Storch kan nichts darvon berühren,
Und sieht mit leerem Magen zu,
Wie sich der Fuchs, ihn zu vexiren,
Alleine was zu gute thu'.
Als der die Suppen ausgelecket,
Beschließt er den gerühmten Schmauß.
Der Storch geht, als schon abgedecket,
Gantz hungrig und betrübt nach Hauß.
Doch weil es da die Landes-Sitten,
Welch' er zu stören nicht begehrt,
Muß er das Füchsgen wieder bitten.
Ein Ehr' ist ja der andern werth.
Es kommt, wird wie der Storch empfangen,
Allein mit einer Schalen nicht:
Der Storch will gleich dem Füchsgen prangen,
Und bringt ein schmackhafft schön Gericht.
Er bringt's in einem langen Glase,
Mit einem engen Hals versehn,
Woraus er mit dem Schnabel asse:
Das Füchszen aber ließ er stehn,
Das um das Glas begierig leckte,
Und überall doch nichts bekam:
Biß es zuletzt die Zähne bleckte,
Und hungrig seinen Abschied nahm.
Wer andre straffet, bindt sich Ruthen:
Und was man einem Freund gethan,
Hat man von ihm auch zu vermuthen,
Der gleiche Müntzen zahlen kan.
Wer hauchet, fühlet wieder hauchen,
Wer räuchert, riechet seinen Rauch:

Des Rechtens, welches wir gebrauchen,
Bedienet sich der ander' auch.
Was wir für gut und billig halten,
Kommt einem andern auch zu gut:
Wir lassen den beschämet walten,
Der was, nach unserm Beyspiel, thut.
Welch' andere mit Schimpf beladen,
Die nehmen Schimpf und Schaden ein:
Doch ist es besser, niemand schaden,
Und jedermann gefällig seyn.
Wohl tugendhafft' und starcke Helden
Thun Gutes, wenn ihn Leids gethan,
Und nehmen, ohn' es zu vergelten,
Das Böß' in Lieb' und Sanfftmuth an.
So kan man auch den Feind gewinnen,
Daß er beschämt sich widersteht,
Und, nie dergleichen zu beginnen,
Der Großmuth aus dem Wege geht.

XCVI.

Der allwissende Mann.

Es kont' ein Mann vergnüget leben,
Allein darum sich nicht zu frieden geben:
Daß derer Menschen Sinn so gar,
Gleich andern, ihm verborgen war.
Warum, sprach er, ist's doch geschehen,
Daß ein, obgleich geschickter, Mann
Den Menschen nicht ins Hertze sehen,
Und die Gedancken wissen kan.
Ach! könt ich dieses nur erlangen,
So wolt' ich recht vergnüget seyn,
Und mit der höchsten Weisheit prangen.
Es trifft sein Wunsch, doch nicht die Würckung, ein.
Der Jupiter giebt endlich, was gebeten.

Der Mann sieht alles durch, auch wenn es nicht von nöthen.
Gedancken, Hertz, und Sinn, und was verborgen war,
Wird überall ihm offenbar.
Doch weil er alles weiß, verschwindet das vergnügen.
Er findet Boßheit, Argelist,
Gefahr, und was recht zu bejammern ist,
Das Hauß-Creutz schwer auf seinem Hertzen liegen.
Sein bester Freund wünscht ihm den Todt.
Die höflich thun, vermehren seine Noth.
Die seinen Ruhm bis an die Stern' erhoben,
Die lästern ihn nur in dem Sinn.
Und seiner grösten Gönner Proben
Beruhen sonst auf nichts, als schändlichem Gewinn.
Der sinnet auf den grösten Schaden,
Und wartet auf Gelegenheit.
Der schmeichelt und verspricht ihm alle Gunst und Gnaden,
Und hat bereits ihm seinen Fall bereit.
Der will ihn um sein Guth betrügen.
Der schämet sich nicht offenbarer Lügen.
Die Warheit, Gottesfurcht, und Tugend sind veracht:
Wo die Verstellung sich zur Königin gemacht.
Die Falschheit will doch über alles siegen:
Und also muß, was gut, verachtet unten liegen.
Und dieß betrübt den Mann nun gar zu sehr:
Er gilt bey keinem Menschen mehr,
Und sieht Gefahr, Verachtung, elend Leben,
Gleich über sich und seinem Hause schweben.
Ja selbst sein Hauß droht, in der grösten Noth,
Dem höchst betrübten Mann den Todt.
Sein Weib, voll List und Schmeicheleyen,
Wolt' hertzlich gern nun einen andern freyen.
Die gröste Tochter war in Eitelkeit erstickt.
Die zweyte wird gantz lasterhafft erblickt.
Die dritte mag den Vater gar nicht leiden.
Und hat er sonst am grösten Sohne Freuden,
So findet er ihn nun verstellt,

Dieweil er nichts von Zucht und Tugend hält.
Der ander' ist im Müßiggang ersoffen,
Den er sonst stets beym Lesen angetroffen.
Der dritte folget diesem nach:
Und mehren allesamt des Vaters gröste Schmach.
Ach! sprach der Vater, wolte Gott,
Ich müste dieß an denen nicht erfahren,
Die vormals meine Freude waren.
Nun leb' ich, leyder! mir zum Spott,
Und quäle mich mit meinem Wissen,
Das allezeit am Hertzen frißt:
Wann alle, denen noch ihr Kreutz verborgen ist,
Zufrieden seyn, und sich vergnügen müssen.
Ein gut Gemüth, der Wünschen Ziel,
Viel hören, aber wenig reden,
Vorsichtigkeit und Klugheit ist vonnöthen,
Wenn einer ruhig leben wil.
Wer gar zu weit geheime Ding' ergründet,
Vermehret Arbeit, Sorgen, Müh,
Und sättigt die Begierden nie,
Weil er nicht, was er sucht, nur was betrübet, findet.
Wer alles weiß, vergißt sich selber offt.
Wil einer alles seh'n und hören:
Der muß Verdruß und Jammer unverhofft,
Zu seiner grösten Last, vermehren.
Man nehme nur, so viel man nöthig, ein,
Und lasse mit Verdacht sich selbst nicht überschütten:
So bleibet man bey vielen wohl gelitten,
Kan wenigstens in sich noch gutes Muthes seyn.

XCVII.

Die Henne und der Fuchs.

Die Henne sitzt auf einem Ast,
Und scheut den ungebet'nen Gast,
Den Fuchs, der in den Hof gekommen:
Deswegen, in Geschwindigkeit,
Sie, zu verhoffter Sicherheit,
Den Platz auf diesem Baum genommen.
Ey, sprach der Fuchs, komm, liebes Thier,
Nimm deinen Sitz viel lieber hier,
Wo schöne Körner überbleiben:
Ich meine ja, daß diese Mist'
Ein Aufenthalt der Hennen ist,
Und ich wil dich hier nicht vertreiben.
Du kanst hier nach Gefallen gehn,
Ich wil dir nicht im Wege stehn,
Vielmehr in Freundschafft dich umfassen;
Ja, wenn dir wer zuwider thut,
Für deine Sicherheit, mein Blut
Und das mir liebe Leben lassen.
Komm nur, dieweil ich warten muß,
Empfange mich mit einem Kuß,
Und laß' uns als Bekante leben.
Nimnist du mich zum Vertrauten an:
Ich werde, was ich immer kan,
Und du verlangest, gerne geben.
Ja, rieff die Henne, wie bekant
Bist du, mein Fuchs, im gantzen Land?
Du mein'st, ich solle zu dir kommen?
Ich thät' es, wenn ich noch nicht wüst'
Und selbst erfahren, wer du bist,
Der du mir manches Kind genommen.
Dein Rath ist gut, und du bist schlimm:
Ich hüte mich für deinem Grimm,

Und denen Freundschafft vollen Worten:
Dieweil ich überzeuget bin,
Du werdest, wie die Nachbarin,
Mich bey dem ersten Kuß ermorden.
Mein Kopf wär deiner Kehlen gut,
Und mein so gar unschuldig Blut
Müst' ich in Thorheit selbst verschütten:
Ließ' ich, in dieser Sicherheit,
Von deiner List und Gierigkeit,
Du falsches Füchsgen, mich erbitten.
Wer einem andern rathen wil,
Muß keine Feindschafft blicken lassen:
Sonst schweiget er viel besser still:
Weil, wie der Mann, sein Rath zu hassen.
Gewogenheit und Liebe kan
Dem Rath den besten Nachdruck geben:
Den nehmen wir von denen an,
Welch' uns nicht gar zuwider leben.
Die Lehr' ist gut, wenn's wohlgemeint:
Wenn aber Haß und Neid vorhanden,
Wird, wenn es auch das beste scheint,
Im ersten Augenblick zuschanden.

XCVIII.

Der Hund und der Dieb.

Ein Dieb kommt in der späten Nacht,
Und wil ein reiches Hauß bestehlen,
Welch' ein getreuer Hund bewacht,
Der bellt, und nichts pflegt zu verhehlen.
Dem wirfft er Brod und Speise für,
Und sucht ihn schmeichelnd zu gewinnen.
Allein der Hund spricht, weg mit dir,
Geschwind, lauff, was du kanst, von hinnen.
Mein'st du mir so mit Freundlichkeit,

Ver=

Verfluchter Dieb, das Maul zu binden?
O weit gefehlt! nun ist es Zeit
Zu sorgen, daß wir's nicht empfinden.
Denn daß du so freygebig bist,
Erinnert mich des Herren Sachen
Für Raub und arger Diebes-List
Mit größ'rer Sorgfalt zu bewachen.
Du Teufel kriegest nichts darvon,
Und solt' ich dich in Stücke reissen:
Lauff, Herr und Knechte kommen schon,
Die werden dir die Wege weisen.
So lang ich lebe, soll kein Dieb,
Auch um die allerbeste Gaben,
Von allem, das dem Herren lieb,
Durchaus nichts zu geniessen haben.
Man traue nur den Falschen nicht,
Welch' allzeit unsern Schaden suchen,
Und wenn der Mund von Freundschafft spricht,
Im Hertzen auf das ärgste fluchen.
Ja wenn sie gar zu gütig sind:
So hüte man sich für den Bösen:
Weil etwas sie darzu verbindt,
Das ihnen hinderlich gewesen.
Der Schade folgt gewiß darauf:
Sie wollen uns nur sicher machen:
So hat die Boßheit ihren Lauff,
Und kan der guten Einfalt lachen.

XCIX.

Die Krähe und die Pfauen.

Nur eine Krähe war von Hochmuth eingenommen:
Die schmückte sich gar schön mit Pfauen-Federn aus.
Sie hasset' ihr Geschlecht, zu dem sie nicht gekommen,
Und suchet' allezeit der schönen Pfauen Hauß.

Da, sprach sie, kan man mich in meiner Zierde schauen:
Was geht der Krähen Stand mich jetzund weiter an?
Ich leb' im grössern Rang vergnüget mit den Pfauen,
Mit denen ich allein mich recht vertragen kan.
So bald der stoltze Geck in seinem Pracht erschienen,
Der ungereimt im Zwang, und abgeborget war:
Wil der geringste nicht von Pfauen ihn bedienen:
Er kommet in Verdacht, Verachtung, und Gefahr.
Was, sprach der oberste, wil hier die Krähe machen?
Sie spottet unser nur in dem entlehnten Schein.
Ihr Aufzug ist verstellt, und warlich zu belachen.
Soll sie als ein Spion uns in dem Wege seyn?
Die Pfauen wollen sie durchaus nicht bey sich leiden,
Und ziehen ihr den Schmuck gelehnter Federn aus.
Ein jeder wil mit ihr als einer Diebin streiten:
Und also kommt sie bloß, und wohl gestrafft nach Hauß.
Die Krähen wollen sie nicht wieder zu sich nehmen:
Weil die Gesellschafft erst verspottet und veracht.
Geh, sprechen sie, zurück, weil wir uns deiner schämen:
Daß, Ueberläufferin, du dich zum Spott gemacht.
Du hättest, so wie wir, vergnüget leben können:
Wenn du nicht der Natur selbst einen Tord gethan.
Du woltest deine Lieb' uns, deinem Volck, nicht gönnen,
Das, gröste Närrin, dir nun auch nicht helffen kan.
Schimpf, Schaden, Schand und Spott hat Hoffarth zu Gefehrden,
Und Mißvergnügen bringt nur lauter Ungemach.
Welch' ihres Standes hier bald überdrüßig werden,
Den'n folget ihre Straff gleich auf dem Fusse nach.
Man halte sich fein still, vergnügt, zu seines gleichen,
Und such' in seinem Stand die wahre Seelen-Ruh,
Durch die Gelassenheit und Demuth, zu erreichen.
Es dient der Eigensinn und Hochmuth nirgens zu,
Als endlich Leib und Seel in Abgrund zu verderben.
Und wer sich selber groß mit fremden Federn macht,
Kan warlich keinen Ruhm, wohl aber Schand' erwerben,
Und wird, der Krähen gleich, verfolgt und ausgelacht.

C.
Der vom Schatten betrogene Hund.

Es hatt' ein Hund ein gut Stück Fleisch gestohlen,
Und schwamm darmit durch einen klaren Fluß,
In welchem sich der Schatte zeigen muß.
Da meinet' er noch einen Raub zu hohlen:
Schnappt nach dem Fleisch, das er im Wasser sieht,
Und läßt sein Stück, daß auch der Schatte flüht,
Gleich aus dem Maul in's tieffe Wasser fallen.
Nun hat er nichts, und sieht vom Fleisch nichts mehr:
Schwimmt traurig fort: sein Magen bleibet leer,
Und seine Gierigkeit voll Gifft und Gallen.
Wer so, voll Geitz, nach fremden Güthern tracht,
Wird um sein Guth und Eigenthum gebracht,
Und dieses zwar durch eigenes Verbrechen.
Denn weil der Geitz des Ubels Wurtzel ist,
Und wie der Krebs, zu schaden, um sich frißt,
Kan er sich selbst nichts besseres versprechen.
Unrechtes Guth verschwindet als ein Schaum:
Man kommt darum, und mercket solches kaum:
Dieweil Verlust der Gierigkeit Gefehrden.
Es schnappen, die so frech, als gierig sind,
Offt mit Gewalt nach Schatten und nach Wind,
Und müssen gantz gewiß zuschanden werden.

CI.
Der übel angebrachte Rath.

Zwo Katzen gehn im Felde maußen,
Und treffen noch ein Pärgen an:
Wo, weil die Mäuse übel haussen,

Ein jede reichlich leben kan.
Einst wie sie satt zusammen lauffen,
Find ein' ein ziemlich groß stück Glaß.
Halbpart, rieff' ein und ander' in dem Hauffen,
Und nehmen es zusammen aus dem Graß.
Dieß, sprechen sie, läßt uns nicht darben:
Das Kleinod ist uns wohl bekant.
Ach welcher Glantz! Ach welche schöne Farben!
Es ist gewiß ein grosser Diamant.
Die eine will das Ding getheilet wissen:
Die and're stimmen gleich mit dieser überein.
Es wird geleckt, gekratzet und gebissen,
Und bleibt derselbe Edelstein.
Die Zungen fangen an zu bluten:
Doch lassen sie nicht von dem Kauen ab:
Bis eine Wachtel kam, die wider ihr Vermuthen
Den besten Rath, in guter Meinung, gab.
Nicht, Freunde, so: macht euch nicht so zuschanden.
Ein Diamant ist dieses warlich nicht:
Es ist nur Glaß, und schlechte Beut vorhanden,
Worum ihr euch elendig zugericht.
Hier hilfft kein Kratzen oder Beissen:
Ihr ruinirt euch in dem Augenblick.
Und wär' es auch ein Diamant zu heissen:
So theilt den Werth, und nicht das Stück.
Und du, sprach eine derer Katzen,
Welch' ihre Zunge gantz zerritzt,
Elendes Thier, das nur im finstern sitzt,
Verachtest unsern Schatz, das Beissen, und das Kratzen?
Wir wissen gar wohl, was wir thun:
Wir kennen selber uns're Gaben,
Und wollen dich, Verächter, nun
Nicht zum geheimen Rath und unserm Richter haben.
Es springet ein' erhitzte Katz' herfür,
Weil sie sich in den Fund nicht gleich vertheilen sollen,
Und frisset das unschuldig-gute Thier,

Das

Das ihnen zum Vertrag wohlmeinend rathen wollen.
So übel kommet man bey denen Bösen an,
Welch' unvernünfftig gern in ihr Verderben rennen,
Und einen weisen Rath von einem guten Mann
Nicht hören, noch vertragen können.
Und seh'n sie gleich, daß Schaden da:
So woll'n sie doch auf ihrer Meinung bleiben.
Zumalen trette man denselben nicht zu nah,
Welch' in dem Stand uns aufzureiben.

CII.

Die von einem Menschen gefangene Wißel.

Als eine Wißel sich gefangen,
Und in Gefahr des Todes findt:
Sucht, weil sie weiß, daß Männer gütig sind,
Mit Flehen sie, die Freyheit zu erlangen.
Ach! sprach sie, Freund, ach! schone meiner doch,
Und laß mich loß, weil ich dir gar nicht schade;
Ja, wie du weist, die Kammern noch
Der schweren Last von Mäusen gern entlade.
Du, sagt der Mann, der sie gefangen hält,
Du weist geschickt im Hauß' herum zu fegen:
Und wenn du schon den Mäusen nachgestellt,
So thust du solches doch nur allzeit deinetwegen,
Weil dich nach ihrem Fleisch gelüst.
Was mir hingegen auch am allerliebsten ist,
Und was die Mäuse kaum benagen,
Hast du, boßhafftig schandlich Thier,
Zum Aergerniß und Schaden, mir
Gar offt verzehrt und weg getragen.
Und du wirffst mir noch deine Dienste vor,
Als wenn ich dich nicht besser kennte?

Ich wäre wohl der gröste Thor,
Wenn mit dem Leben ich dir auch die Freyheit gönnte.
Du schämest, in der grösten Noth,
So gar dich nicht auch meine Ruh zu stören.
Darauf schlägt er die Wißel todt,
Und wil ihr Pralen nicht mehr hören.
Der Eigennutz macht sich bezahlt,
Und darff durchaus nicht von Verdiensten sagen:
Er muß vielmehr, indem er prahlt,
Die Eierigkeit und Schande selbst verklagen.
Man lebe, daß man lieb und werth:
Und suche den gemeinen Nutzen:
So können wir, wenn uns was widerfährt,
Auf Tugend und Verdienste stutzen.
Die Tugend macht uns nimmer bang,
Errettet, schützt, und bringet keinen Schaden.
Der Eigennutz besteht nicht lang,
Und muß sich selbst, zum grösten Schimpf, verrathen.

CIII.

Der verdorbene Doctor.

Ein Ignorant war Doctor worden,
Und meint', er sey nun hochgelehrt,
Allwissend, und an allen Orten
Von beyderley Geschlecht geehrt.
Sein' Eigenliebe ließ er blicken,
Und war sich selber eine Last.
Ihm wolte, was er thät, nicht glücken.
Warum? er machte sich verhaßt.
Die schnöde Frucht der Eigenliebe,
Der Hochmuth plaget' ihn zu sehr:
Und weil er sich Herr Doctor schriebe,
Meint' er, daß er der gröste wär.
Reich war er nicht, noch schön zu nennen:

Und seine gantze Wissenschafft
War, niemand, noch sich selber kennen,
Und daß er sich gar leicht vergafft.
Die Spötter hatten ihn zum besten,
Und nahmen ihm die Heller ab:
Den er so gar auch seine Westen
Für ihre Schmeicheleyen gab.
Als ihn Windmacherey verzehret:
Daß er nicht mehr zu leben weiß,
Der Hochmuth dennoch sich vermehret,
Wagt er zu Fuß noch eine Reiß.
Wohin? wird einer billig fragen,
Weil ihm das Reise-Geld gebricht.
Ich kan, wohin er denckt, nicht sagen:
Er wust' es, denck' ich, selber nicht.
Er kommt zerlumpt, zerlapt, zerrissen,
Aus seinem Ehren-vollen Stand,
Worvon die Herrn zu rühmen wissen,
In's herrliche Schlauraffen Land.
Doch kan er keine Würste, Braden,
Noch sonst gekochte Speise sehn.
Er mercket endlich seinen Schaden,
Und muß im Lande betteln gehn.
Kaum wil ihm einer etwas geben.
Wie? spricht man, wil der starcke Mann,
Der faule Kerl, vom Betteln leben,
Den man zur Arbeit brauchen kan?
Was soll er thun? er wil doch essen,
Und muß in solcher grossen Noth,
Zwar ungern, seinen Rang vergessen:
Denn dieser schaffet ihm kein Brod.
So schmertzlich er darvon geschieden:
Trifft er noch einen Bauren an,
Dem er die Schwein' und Gänse hüten,
Mithin sich ehrlich nähren kan.
Er hat noch nie so viel erworben;

Und wäre bey dem Müßiggang,
Als Doctor, oder Narr, gestorben.
Als Gänsen-Hirt ist ihm nicht bang.
Ein Doctor, welcher aufgeblasen,
Und nichts versteht, ist nur ein Schall,
Und muß, zur Schmach, sich höhnen lassen:
Denn Hochmuth kommet vor dem Fall.
Wenn Narren mit dem Titul prangen,
Die doch ihr Hochmuth bald erstickt:
Kan Weißheit das, nach Wunsch, erlangen,
Was ihnen aller Orten glückt.
Wer was gelernet, und sich kennet,
Nicht frech und aufgeblasen ist,
Dem wird, was er verdient, gegönnet,
Daß er sein Brod in Ruh genießt.
Die Kunst ernährt: sie darff nicht sorgen:
Sie findet aller Orten satt.
Kommt's heute nicht, so kommt es morgen:
Daß sie gar nichts zu klagen hat.

CIV.

Der Hund/ das Schaaf/ und der Wolff.

Es fordert einst ein Hund, voll Trug und List,
Von einem Schaaf, das ihm nichts schuldig ist,
Daß es ein Brod, das, wie dasselbe wisse,
Er ihm geborgt, nun wiedergeben müsse.
Das Schaaf erschrickt, und weiß von keinem Brod:
Fragt, wie und wann? hält dieses nur für Spott:
Es habe ia von seinem Herrn die Gaben,
Und könne nichts von ihm geborget haben.
Schweig, spricht der Hund, bezahle mir die Schuld.
Mißbrauche nicht des Glaubigers Gedult:

Es soll dir sonst das Leugnen nicht gelingen.
Was wilst du mehr? ich wil dir Zeugen bringen.
Er rufft dem Wolff, stellt ihn, als Zeugen, dar,
Und fragt, ob nicht, was er gesprochen, wahr?
Ob nicht das Schaaf von ihm ein Brod geliehen,
Das solches ihm nun gerne möcht' entziehen?
Ja, sprach der Wolff, das leugne du nur nicht:
Es ist gewiß, was hier dein Gegner spricht:
Nicht eins, wohl zehn, hast du, bey meinem Leben,
Von ihm geborgt, und must sie wieder geben.
Die Unschuld wird so kräfftig überstimmt,
Und gibt dahin, was ihr die Falschheit nimmt.
Es halten ja die Schelmen wohl zusammen,
Und können leicht ein armes Schaaf verdammen.
Der falsche Zeug' ist eidlich abgehört,
Der, was nicht eins, in zehen Brod verkehrt.
Und da die Macht noch zum Betrug gekommen,
Wird gantz gewiß der schwäch're mitgenommen.
Doch was geschieht? nach einer kurtzen Zeit,
Sieht dieses Schaaf, auf seiner fetten Weid',
In einer Grufft den schönen Zeugen liegen,
Und spricht, so muß es ja der Himmel fügen.
Die Rache folgt mit allem Ungemach,
Zum Untergang, den Uebelthätern nach:
Und wer das Recht nach seinem Willen drehet,
Der findet bald, daß Gott ihm widerstehet.
Ein Lügner kommt in seiner Boßheit um:
Der Segen ist der Warheit Eigenthum.
Wird diese schon offt unterdrücket scheinen:
Kan Gott es doch mit ihr nicht böse meinen.
Ein frommer lebt, wenn Boßheit ihn betrügt,
Er überwindt, und ist in sich vergnügt.
Viel besser ist's, von andern unrecht leiden,
Als andern selbst ein Unglück zubereiten.

CV.
Der gestraffte Vorwitz.

Ein Mädgen, das der Vorwitz plagte,
Und gerne was zu naschen hatt',
Auch gerne, was es höret, sagte,
Sieht Nüsse, welche feil, in einer sichren Stadt.
Ach! möcht' ich diese Nüsse haben,
Sprach dieß entzückte Kind im Sinn,
Wie hochvergnügt wolt' ich mich laben:
Weil jetzund ich darnach von Hertzen lüstrend bin.
O! daß ich nun nicht bey Vermögen,
Zu thun, was ich so gerne wolt:
Ich möchte für die Nüß' erlegen,
Was sonsten nicht so leicht ein and'rer geben solt.
Wie schöne sind sie anzurühren?
Ich weiß, sie schmecken auch recht gut.
Möcht' ich doch eine nur probiren.
Sie geht, nimmt eine weg. Seht, was der Vorwitz thut.
Sie fühlt' und drückte diese Beute:
Sie roch, und nahm sie in den Mund,
Bald wiederum heraus, mit Freude.
So spielte sie damit bald eine Viertelstund.
Sprach endlich, was hilfft mich die Schale?
Mein Appetit ist nach dem Kern.
Daß ich nur noch ein wenig prale:
Sonst kostet' ich die Nuß so gleich von Hertzen gern.
Sie kan sich doch nicht länger zwingen:
Beißt auf die Nuß, und wird recht roth,
Für Lust, den Kern herauszubringen:
Bekommet aber nur den Mund voll Staub und Koth.
Sie muß den Unflath von sich speyen:
Der macht ihr Eckel und Verdruß:
Daß sie theils den Verlust bereuen,
Theils, weil sie angeführt, sich endlich schämen muß.

Wie Näscher offt betrogen werden,
Und Vorwitz Jungfern theuer macht:
So füllen die den Mund mit Erden,
Den'n bald, für Appetit, das Hertz im Leibe lacht.

CVI.

Das Schwein und der Fuchs.

Ein Schwein lag unter einer Eichen,
Und fraß die Eicheln häufig ein:
Ihm musten and're Schweine weichen:
Es wolte hier alleine seyn.
Es mästet' auch sich viele Wochen
Gar reichlich unter diesem Baum,
Und kont' auf seine Stärcke pochen:
Merckt' aber seinen Vortheil kaum.
Als sich das Schwein recht satt gefressen,
Und an den Baum zur Ruh gelegt:
Hat es schon seine Mast vergessen,
Bis sich der Hunger wieder regt.
Dieß hat ein Füchsgen wahrgenommen:
Es geht dahin, und grüßt das Schwein.
Kaum ist der Gast hier angekommen,
Muß er ihm schon beschwerlich seyn.
Ich will, spricht er, dir ja nichts nehmen:
Hier find' ich meine Speise nicht:
Ich kan und will dich nicht beschämen,
Weil ich darzu nicht abgericht.
Sag aber, darff ich dich was fragen,
Ob du wohl an den Baum gedacht,
Der die so reiche Frucht getragen,
Und dir die gute Tage macht?
Pflegst du nicht in die Höh' zu sehen,
Woher der Eicheln Menge rührt,
Die jetzund dir zu Dienste stehen,

Daß du gelabet und geziert?
Was? gruntzt das Schwein, was sehn? was dencken?
Was Baum, der meinem Bauch so nah?
Der kan und will mir ja nichts schencken:
Genung, die Eicheln liegen da.
Ich bin nicht hier, zu speculiren:
Ich liege nur auf meiner Mast,
Und lasse mich durchaus nicht rühren,
Was du mir vorgeplaudert hast.
So pflegen's Menschen wohl zu machen,
Die Gott, als seine Kinder, liebt,
Ihn'n Leben, Nahrung, alle Sachen,
Und einen reichen Segen giebt.
Die, leyder! als die Schweine leben,
Stört nichts in ihrem frischen Muth:
Sie dancken dem nicht, der's gegeben,
Und ihnen alles Gutes thut.
Gar viele sehn auf ihre Gaben,
Nur weil sie da, und ihrer sind:
Von welchem sie dieselben haben,
Den sehn sie nicht, als ob sie blind:
Und wollen gern den HErrn vergessen,
Der sie gelabet und ernährt:
Ersticken aber so vermessen,
Und sind des grossen Gut's nicht werth.

CVII.

Das Schaaf und der Hirsch.

Ein Schaaf hat, in der Ernden-Zeit,
Sich einen Schatz der schönsten Frucht bereit:
Sich, wenn die Noth, den Vorrath dieser Sachen,
In stiller Ruh, zu nutz zu machen.
Der Hirsch vernimmt den Ueberfluß,
Und denckt bey sich, wohlan, ich muß,

Mit Borgen, Bitten, oder Lügen,
Das reich' und tumme Schaaf betrügen.
Er geht zum Schaaf, und spricht es an:
Er bittet alles, was er kan,
Weil es ihm fehlt, sein Hauß recht zu versorgen,
Vom Ueberfluß ein Malter Korn zu borgen.
Versicherung will ich darfür,
Sprach er, mein liebes Schäfgen, dir,
Auch einen Bürgen noch darneben,
Zu richtiger Bezahlung, geben.
Wer, fragt das Schaaf, wird Bürge seyn?
Es fällt so bald mir keiner ein,
Dem, wenn man ihn mit Namen nennte,
Ich glauben oder trauen könte.
Was? sagt der Hirsch, der Wolff wil dir,
Als Bürg' und Schuldner selbst mit mir,
Wie du verlangst, sich unterschreiben:
Verspricht auch stets dein Freund zu bleiben.
Ja, lacht das Schaaf, so stehn wir wohl.
Der Wolff, der Feind, der Räuber soll,
Als Bürge, mir für die Bezahlung stehen?
Ich wolt' ihn lieber nimmer sehen,
Als, treffen auch Versichrung' ein,
Von dem Tyrann bezahlet seyn'
Der stiehlet, frisset, oder schindet,
Was er in dieser Gegend findet.
Und wo treff' ich dich wieder an?
Daß, wann der Zahlungs-Tag, ich dich belangen kan.
Hör, Freund, wir wollen Freunde bleiben,
Nichts schuldig seyn, einander nichts verschreiben.
Die Klugheit nimmt sich wohl in acht:
Wenn einer sie zu hintergehen tracht.
Man lasse sich von denen nicht verleiten,
Welch' ungestrafft von dannen scheiden.
Weil List und Macht sich fest verbindt,
Daß die Betrüger sicher sind:

Wer will den schwachen etwas gönnen,
Die gegen sie das Recht nicht brauchen können?

CVIII.
Das ungleiche Bündniß.

Ein Hund, ein Wolff, ein Fuchs, befinden sich im Wald,
Und finden überall kaum ihren Unterhalt:
Dieweil des Löwen Macht, der auch dahin gekommen,
Ihn'n schleunig allen Raub zur Nahrung weggenommen.
Auf Freunde, sprach der Fuchs, es geht mit uns nicht gut:
Der Hunger plaget uns: seht, was der Löwe thut:
Der lebt in Ueberfluß, und findet gute Sachen:
Laßt in Gesellschafft uns mit ihm ein Bündniß machen.
So streitet er für uns, und wenn er Beute macht,
Ist jedem auch sein Theil in Friede zugedacht.
Der Vorschlag ist recht gut, und also muß er allen,
Zum festen Freundschaffts-Band, vortrefflich wohlgefallen.
Sie gehn gesammter Hand zu jagen und zu beuten,
Und fangen einen Hirsch mit ungemeinen Freuden.
Der Löwe legt den Raub, weil er der erste war,
Und ihn gefället hat, den Bundsgenossen dar,
Zerfleischet und zerlegt den Hirsch in vier Stücke.
Die and're wünschten sich schon in dem Hertzen Glücke.
Nun, spricht der Löwe, nehm' ich, weil ich König bin,
Das erst' und beste Theil, ihr lieben Brüder, hin:
Das andre wil, weil ich der stärckste, mir gebühren:
Das dritte nehm' ich auch, euch weiter anzuführen.
Und welcher unter euch wolt so vermessen seyn,
Und dieses vierte Theil, auch wär' es nur zum Schein,
Als den verdienten Lohn, vom Hirsche zu sich reissen:
Ich wolt' ihm, was zu thun, gewiß mit Nachdruck weisen.
Der Hunger plagte zwar die schicht're Compagnie,
Doch war bey'm Ueberfluß des Löwens nichts für sie:
Es machte dieser sich den gantzen Raub zu eigen.

Sie durfften's alle sehn: doch musten alle schweigen.
Es bleib' ein jeder doch vergnügt bey seinem Stand,
Und lasse mächtigen die Macht und Oberhand:
Der Vortheil ist bey ihn'n doch nimmer zu erreichen:
Der kleine muß allzeit, wie's geht, dem grossen weichen.
Im Bündniß steht nicht leicht der Knecht mit seinem Herrn:
Gleich, wie das Sprichwort ist, und gleich gesellt sich gern.
Sonst wird der stärckere, bey den gemeinen Gaben,
Den Vorzug, den Gewinn, und grösten Vortheil haben.

CIX.

Das Pferd und der Esel.

Ein grosses edelmüthig Pferd,
Das seinem Herren lieb und werth,
In einer fetten Weide gienge,
Acht, weil es abgerichtet war,
Im Reiten keinerley Gefahr,
Und was ihm in dem Weg, nur eitel und geringe.
Zu dem gesellt ein Esel sich,
Und spricht, ich übertreffe dich
An Würde, Stärck' und allen Gaben:
Drum werd' ich einen Rang vor dir,
Wie sonsten überall, auch hier,
Zum reichen Unterhalt, in dieser Wiesen haben.
Ja, sagt das Pferd, dein langes Ohr,
Ich seh' es wohl, ragt mehr hervor:
Ich wil mit dir mich nicht vergleichen:
Und wie dein angerühmter Stand
Bey mir und überall bekant,
So deiner Thorheit gern, wie deiner Trägheit weichen.
Der Esel bildet sich es ein,
Der best' an diesem Ort zu seyn,
Und sucht dem Pferde vorzugehen.
Er geht, und schaut bald hinter sich,

Erschrickt, und wird gantz ärgerlich.
Warum? es bleibt das Pferd in seiner Weide stehen.
Wie? rufft er, warum folgst du nicht?
Bist du so gar nicht abgericht?
Und wilst du mich nicht respectiren?
Ich will, wie mir der Rang gebührt,
Und wie das Ansehn mich geziert,
Dich hier und überall in wahrer Freundschafft führen.
Es lacht das schöne Pferd, und spricht:
Sey, was du bist, mich irrt es nicht:
Das Vorgehn laß ich wohl geschehen:
Das Folgen aber steht bey mir.
Geh, wo du wilst, nur für und für:
Ich wil auch, ohne Rang, wo mir's gefället, gehen.
Verdienste machen nur den Rang,
Worum allein den Eseln bang.
Und welch' ihn zu erbetteln pflegen,
Geh'n aufgeblasen gerne vor.
Doch folgt kein kluger einem Thor,
Zur Unehr' oder Schand', auf unerlaubten Wegen.

CX.

Der aus einem Schuster gewordene Medicus.

Ein Schuster hatte nichts zu thun,
Dieweil er viele Schuh verdorben.
Was? denckt der Tropf, was mach' ich nun?
Und wormit wird mein Brod erworben?
Wie viele treiben in der Welt,
Was sie doch nicht gelernet haben,
Und machen mit Betrügen Geld?
Galenus hat für mich auch Gaben.
Er geht in eine grosse Stadt,

Und

Und spricht, er wär' ein Artzt von Glücke,
Der gleich zu helffen Weißheit hat,
Wenn er nur den Urin erblicke.
Er preiset seine Gold=Tinctur,
Und silberne gedrehte Pillen:
Gifft und dergleichen lacht er nur,
Und weiß das Fieber gleich zu stillen.
Für Zahnweh, Gicht, und Podagra,
Melancoley, und offne Schaden,
Sind die bewährte Mittel da.
Wo niemand, weiß der Artzt zu rathen.
Das Volck besucht ihn Hauffenweiß,
Das jetzund dieß, dann das zu klagen.
Dem Doctor fehlt's auch nicht an Fleiß,
Die, welche gar nicht kranck, zu fragen.
Es sucht, ficht einen etwas an,
Wie viel', es fehl' ihn'n etwas, meinen,
Im Augenblick den theuren Mann.
Doch niemand durffte leer erscheinen.
Der Doctor wurde bald bekant,
Dem aller Wolfarth anbefohlen.
Es kranckt einmal der Commendant:
Der läßt den Mediciner hohlen:
Traut aber seinen Worten nicht,
Und wil ihn auf die Probe stellen.
Weil, spricht er, dir kein Rath gebricht,
Auch in den allerschwersten Fällen,
Und dein so schön Antidoton
Dem Gifft die Krafft zu nehmen pfleget:
Sind dir, zu dem gewissen Lohn,
Hier hundert Thaler hingeleget:
Wenn du das hier vermischte Gifft
Wirst trincken, und dich selbst curiren.
Wenn aber dich die Falschheit trifft,
Wird man dich in's Gefängniß führen.
Der Doctor fället ihm zu Fuß.

Sauff, spricht der Commendant, bey'm Leben:
Du weist, ein jeder Künstler muß
Der Kunst geschickte Proben geben.
Ist's, spricht der Doctor, so gemeint,
So wil ich hier nur frey bekennen,
Daß viel' im Wahn betrogen seynd,
Die mich mit Ehren Doctor nennen.
Ein Schuster bin ich, aber arm,
Und kan das Handwerck nicht mehr treiben.
Drum dacht' ich hier, daß Gott erbarm!
Nur der geringen Artzt zu bleiben,
Bey den'n ich manche Cur gethan,
Ohn selbst die Medicin zu wissen.
Ein jeder thut, so viel er kan.
Wer weiß, wie and're leben müssen?
Der Commendant spricht, packe dich:
Und bleibe bey den Schuster-Gaben.
Ein jedes Handwerck nähret sich:
Wo Pfuscher keine Ehre haben.
Dem Volcke macht' er dieß bekant,
Und ließ' es gar bedencklich fragen,
Warum sie dem, den Noth verbannt,
Zu trauen kein Bedencken tragen.
Dem auch zu Hauß der Fuß mißgönnt,
Die Schuh' ihm richtig anzumessen,
Den habe man zum Artzt ernennt,
Und selber seines Kopfs vergessen.
Seht, was der Wahn der Einfalt thut,
Der kahlen Praleren zu glauben:
Wo solche Rennthier Geld und Guth,
Ja Leben und Gesundheit, rauben.

CXI.

CXI.

Der Rabe und der Fuchs.

Was Schmeichler thun, ist offenbar:
Sie suchen nur mit Lob und Lügen,
Zum grösten Schaden und Gefahr,
Den, der sie höret, zu betrügen.
Ein Rab' hat einen Käß geraubt,
Und sich auf einen Baum begeben,
Um, wie derselbe würcklich glaubt,
Bey dieser Kost vergnügt zu leben.
Das sieht der Fuchs, das list'ge Thier,
Und wird mit Lusten eingenommen:
Weiß aber doch die Speise hier
Nicht von dem Raben zu bekommen.
Drum rufft er ihm charmiret zu:
Laß dich, mein Rabe, willkomm heissen.
Wie schön und angenehm bist du?
Wie glücklich und vergnügt zu preisen?
Wie herrlich ist der Federn Pracht?
Kein Vogel ist dir zu vergleichen:
Und was dich recht ansehnlich macht,
Muß alles deinem Glåntzen weichen.
Wenn deine Stimme so gethan,
Wie wir die Federn rühmen können:
So wird dich, Rabe, jedermann
Den König derer Vögel nennen.
Der Rab' ist in sich gantz verliebt,
Weil er bis an die Stern' erhoben:
Kennt seinen Rang, den man ihm giebt,
Und hört den Fuchs vergnüget loben.
Wil ihm auch den Gefallen thun,
Und seine Stimme hören lassen.
Er schreyt, und also kan er nun
Den Käß nicht in dem Schnabel fassen.

Der fällt sogleich den Baum herab,
Und wird dem schlauen Fuchs zur Beute.
Der rieff, ich habe, was ich hab',
Und habe nun genung für heute.
Der Rabe sieht, doch allzuspät,
Daß er vom Fuchs betrogen worden.
Der nicht allein: denn also geht
Es, leyder! nun an allen Orten.
Man flüh den Heuchler, wie die Pest,
Und glaube nicht den Schmeicheleyen:
Denn wer sich leicht einnehmen läßt,
Wird's bald empfinden und bereuen.

CXII.

Der nach dem äusseren Schein übel urtheilende Hirsch.

Ein Hirsch, der jetzt am klaren Bach
Mit Freuden seinen Durst gestillet,
Beschaut sich selbst, und denckt ihm nach,
Wer so mit Segen alles füllet.
Als er die zwey Gewichter sah
Mit den gespitzten Enden prangen,
Sprach er entzückt, was hab' ich da
Zu meiner grösten Zierd' empfangen?
Welch Thier, und wenn's ein Ochse wär,
Kan sich so schöner Hörner rühmen?
Er selbst gefiel sich gar zu sehr,
Und glaubt, es wolle sich geziemen,
Den Kopf, der die Gewichter zeigt,
Recht zierlich in der Höh zu tragen,
Und was ihm sonst das Hertze beugt,
Großmüthig in den Wind zu schlagen.
Hier hab' ich Waffen in der Meng:

Trotz denen, die mir widerstehen:
Und komm ich irgend in's Geträng:
Was kan mir da zu Leid geschehen?
Bald schaut' er seine Läuffer an,
Und ließ den Muth auf einmal sincken:
Geht, sprach er, ja die Noth an Mann,
So wird es um die Lauffer stincken.
Wie schmal, wie steiff, wie Krafftloß sind
Die viere, meinen Leib zu tragen?
Daß die Gefahr nicht in den Wind
Und völlig aus dem Sinn zu schlagen.
Die Beine sind mir allzuschwach:
Ich fürchte mich darauf zu tretten.
In Nöthen, Angst, und Ungemach,
Kan das Geweih mich nur erretten.
Er höret drauf in kurtzer Zeit
Den Jäger mit den Hunden kommen,
Und hat in der Geschwindigkeit
Die Flucht in ein Gebüsch genommen.
Da hemmet sich der schnelle Lauff:
Der Hirsch bleibt an den Aesten hangen:
Ihn halten die Gewichter auf:
Daß ihn die Jäger-Hunde fangen.
Die reissen ihn zu Boden hin:
Und er spricht in den letzten Nöthen:
Ach! daß ich so betrogen bin:
Was ich gerühmet, läßt mich töden:
Was ich verachtet, rettet mich,
Und trägt den stoltzen Leib von dannen.
Allein das Haupt empöret sich,
Und lässet mich nun übermannen.
Also betrüget mancher Schein.
Es nutzet offters, was verachtet:
Hingegen muß das schädlich seyn,
Wornach man gar zu sehnlich trachtet.
Was hocherhaben, wird zu schwer:

Was niedrig, bleibet offt verschonet:
Der Uebermuth schadt allzusehr,
Der allezeit im Irrsal wohnet.

CXIII.

Der Esel und der Löwe.

Es sah' der Esel mißvergnügt,
Den Löwen gute Beute machen,
Und sprach, Herr Löwe, wenn sich's fügt,
Vertrau er mir nur diese Sachen.
Zum jagen bin ich recht geschickt:
Ich weiß die Thier' herbeyzutreiben:
Und er kan, wenn es mir so glückt,
Gantz ruhig in dem Lager bleiben.
Ja, sagt der Löwe, das ist recht:
Du bist so klug, als starck im jagen:
Und kanst, wenn's darzu kommen möcht',
Auch einen guten Puff vertragen.
Hör aber, wie's wohl gehen kan.
Läst du versteckt die Stimm' erschallen,
Fängt, was dich hört, zu flühen an,
Und muß mir in die Klauen fallen.
Der Anschlag ist vortrefflich gut:
Ein jedes Thier erschrickt und flühet,
Daß, weil der faule Esel ruht,
Der Löwe gute Beute ziehet.
Als dieser vom Erlegen müd,
Spricht er: schweig still: hör auf zu schaden.
Da diesen Raub der Esel sieht,
Gefallen ihm die Helden-Thaten.
Er fragt, hab' ich's nicht recht gemacht?
Und kan ich nicht vortrefflich jagen?
Ja, spricht der Löw', der seiner lacht,
Das magst du tapfres Thier wohl sagen.

Hätt

Hätt' ich dich nicht zuvor gekant,
Dein Schreyen aber hier gehöret:
Ich wäre selber weg gerannt,
Als von der stärckesten Wuth gestöret.
Wer deinen Sinn, Geschicklichkeit,
Macht, Stärck, und Fleiß wohl eingesehen,
Wird warlich keinen Finger breit
Dir furchtsam aus dem Wege gehen.
Wer nichts vermag, und dennoch prangt,
Betrüget die, welch' ihn nicht kennen:
Was von Bekanten der erlangt,
Ist Unehr, Schimpf, und Spott zu nennen.

CXIV.

Der Wolff beschuldiget den Fuchs eines Diebstals.

Es klagt der Wolff, daß ihn der Fuchs bestohlen.
Der sagte, nein: du klagst mich fälschlich an:
Beweiß es mir: dich soll der Hencker hohlen:
Ich bin kein Dieb, und habe nichts gethan.
Der Löwe soll der Sachen Urtheil sprechen.
Es bringen beyd' hier ihre Nothdurfft vor.
Der wil den Schimpf, und der den Schaden rächen.
Der Richter gönnt ihn'n ein geneigtes Ohr.
Nachdem er nun sie beyderseits gehöret:
Giebt er den Spruch, nach Recht und Billigkeit:
Dem Wolff ist nicht geraubt, was er begehret:
Doch hat der Fuchs am Rauben seine Freud'.
Und also steht die Klage nicht zu glauben.
Beklagter macht hier gleichfals lauter Wind:
Weil die gewohnt zu stehlen und zu rauben,
Wenn's nicht geschehn, doch sehr verdächtig sind.
Ein Lügner scheint kein wahres Wort zu reden.

Wer rühmt den Dieb, wenn er von Ehre spricht?
List und Betrug hilfft nicht in denen Nöthen:
Wer böse kennt, der trauet ihnen nicht.

CXV.
Der Hase und der Sperling.

Der Sperling hört den Hasen schreyen,
Der in des Adlers Klauen war,
Und spricht, daß solches Thoren seyen,
Die schreyen wollen in Gefahr:
Da sie sich selber retten können,
Als sie die Noth zuvor gesehn.
Hast du nicht Füß' darvon zu rennen,
Und wilst in dem Geplarre stehn?
Ist nicht Geschwindigkeit dir eigen?
Warum lieffst du dann nicht darvon?
Nun aber ist es Zeit zu schweigen:
Denn du bekommst der Faulheit Lohn.
Der Sperling wil noch ferner reden:
Der Habicht aber fällt ihn an:
Und jener schreyt in Todes-Nöthen,
Weil er sich nicht mehr helffen kan.
So, spricht der Has' in letzten Zügen,
Hat nun dein Spotten auch ein End.
Kanst du dem Habicht nicht entfliegen?
Empfindest du, was mir gegönnt?
Indem der Mensch zu sicher lebet,
Giebt er allein auf ander' acht,
Bis ihn die Noth, darin er schwebet,
Gantz unvermerckt zuschanden macht.
Man lerne für sich selber sorgen,
Und spotte der Bedrängten nicht.
Kommt's heute nicht, es kommt wohl morgen,
Daß einen gleiche Noth anficht.

Nur andern, nicht sich selber, rathen,
Ist unter Narren allgemein.
Drum mercken sie zu spät den Schaden,
Und müssen sich zur Straffe seyn.

CXVI.

Der Wolff und der Kranich.

Es hat der Wolff in Gierigkeit
Ein Bein verschluckt, das, zum Betrüben
Und grosser Pein, ihm eine Zeit
Im weiten Rachen stecken blieben.
Er sucht bey Thieren überall,
Die vormals ihm bekant gewesen,
Sie möchten ihn von dieser Qual
Und äusserster Gefahr erlösen.
Er bittet, flehet, und verspricht
Die jemals wo verlangte Gaben:
Doch trauen sie dem Räuber nicht,
Nur dieß mit ihm zu thun zu haben.
Den Kranich fleht er endlich an,
Ihn mit dem langen Halß zu lösen.
Er schwöret alles, was er kan,
Zu geben, was ihm lieb gewesen.
Der Kranich wird darzu verführt.
Er hohlet den verhaßten Knochen,
Und als der Patient curirt,
Verlangt er auch, was der versprochen.
Was? spricht der Wolff, undanckbar Thier,
Wilst du dich hier noch maußig machen?
Ich lasse dir den Kopf darfür:
Den hatt' ich ja schon in dem Rachen.
Ich hätte dir, wenn mir's beliebt,
Denselben gar leicht abgebissen.
Und du wilst, was die Gnade giebt,

Und mir gebühret, gar nicht wissen?
Pfui, schäme dich des Geitzes nun.
Soll ich zur Wohlthat dir noch lohnen?
Ich wolte dir was anders thun,
Und künfftig deiner nicht mehr schonen.
Wer denen Bösen Gutes thut,
Um Danck von ihnen zu gewinnen:
Versündigt sich bis auf das Blut,
Und ist gewiß nicht wohl bey Sinnen.
Er stärcket seine Boßheit nur,
Und muß den Schaden selbst empfinden.
Ein Bößwicht folgt der Höllen Spur,
Und fürchtet sich für keinen Sünden.
Der Eidschwur ist ein schlechtes Ding:
Versprechen heisset höflich lügen:
Schand-Thaten achtet man gering,
Und freut sich and're zu betrügen.

CXVII.

Die Mauß und der Frosch.

Die Mauß, welch' auf dem Feld erzogen,
Wird einstens aus der Nachbarschafft
Von einem Frosch, der sich vergafft,
Zu der Vertraulichkeit bewogen.
Der Frosch besucht die fromme Mauß.
Die führet ihn durch ihr verborgen Hauß:
Und sich mit ihm in Freundschafft zu ergetzen,
Legt sie ihm ihren Vorrath dar,
Schenckt, was ihm nur anständig war,
Und öffnet ihre grosse Schätzen.
Nimm, spricht sie, was du wilst, darvon:
Ich gönne meinen Freunden schon
Von diesem Vorrath eine Gabe:
Zumalen ich den Ueberfluß
Im finstern Loch verderben lassen muß,

Wenn

Wenn nächstens ich mein' Ernde habe.
Ach! seufftzt der Frosch, aus blossem Neid,
Wie groß ist die Glückseligkeit
Der kleinen Mauß, welch' hier in Fülle lebet.
Ich armer Frosch bin groß und starck,
Und quäle mich im Sumpf und Quarck,
Daß mir die Zung am Gaumen glebet.
Wohl! dachte dieser Frosch im Sinn,
Weil ich nicht so begütert bin,
Wil ich des Glücks und der gelobten Sachen,
Für das, was mir die Mauß zu gut gethan,
Daß sie nicht weiter pralen kan,
Doch mit Manier, ein schleunig Ende machen.
Komm doch, mein Freund, spricht er voll arger List,
Weil du jetzt recht vergnügt bist,
Und lasse dir auch meine Schätze zeigen.
Komm eilends mit in mein Quartir:
Dort must du in den Pful mit mir
Zu der erwehlten Kammer steigen.
Und weil man durchhin schwimmen muß,
So binde dich an meinen Fuß:
Daß wir zugleich durch dieses Wasser kommen.
Wie sich die Mauß bereden läßt,
Bindt sie der Frosch mit einem Faden fest:
Und als er sie mit in den Pful genommen,
Findt zwar der Frosch da seinen Aufenthalt,
Doch stirbt die Mauß im Wasser bald,
Und muß verreckt in ihrem Faden hangen.
Ein Weyher nimmt die tode Mauß,
Am Faden auch den Frosch heraus:
Daß er hier dopple Beut' empfangen.
O weh! o weh! schreyt dieser noch,
Was mach ich armes Fröschgen doch,
Daß ich mich selber angebunden,
Und mit dem Gast, dem's nicht geglückt,
Weil ich im Wasser ihn erstickt,

Zur ew'gen Schand, den Untergang gefunden.
Man hüte sich nur allezeit
Für Eifersucht und dem verdammten Neid,
Der selber sich und and'ren Schaden bringet.
Das Rühmen machet einen Freund
Offt unverseh'ns zum ärgsten Feind,
Weil's ihm gleich andern nicht gelinget.
Ein jeder steh' auf seiner Hut.
Wer andern aber Schaden thut,
Kan warlich auch nicht seiner Straff' entgehen:
Die Rache folgt ihm auf dem Fusse nach:
Ihn freut und trifft ein gleiches Ungemach:
Und was er and'ren thut, das muß an ihm geschehen.

CXVIII.

Der Adler und die Krähe.

Ein Adler hatt' ein Schildkröt in den Klauen:
Kont' aber nichts zu seiner Speise schauen.
Er hackt' und stieß' offt mit dem Schnabel drauf,
Und hört offt gantz verdrießlich auf:
Dieweil das Schild mit stossen und mit stechen
Auf keine Weise zu zerbrechen.
Worzu hab' ich, sprach er, die Beut,
Als zum Verlust der angenehmen Zeit,
Und meinem grösten Tord bekommen,
Weil der Genuß des Gutes mir genommen?
Ey! sprach die Kräh, die das mit angesehn,
Auf solche Weis' wird's nimmermehr geschehn,
Daß du die Kröt aus ihrem Schilde jagest,
Wenn du mit stossen auch sie noch so hefftig plagest.
Wirff aber diese schöne Gab'
Hoch aus der Lufft auf einen Felß herab:
So wird das Schild die Kröt entblössen,
Und nicht mehr seyn, was es gewesen.

Der Adler fliegt, so hoch er immer kan,
Und nimmt mit Danck, was ihm gerathen, an.
Das Schild zerbricht: doch, bis der Adler kommen,
Hat schon die Kräh das Fleisch hinweggenommen.
Der Adler findt die leeren Schalen da,
Und spricht zur Kräh, wahr ist es ja,
Was du gesagt, und doch bin ich betrogen:
Weil Rath und List die Stärck' hier überwogen.
Es bricht Gewalt das Eisen zwar,
Und hebt, was unbeweglich war:
Doch wil es ihr nicht aller Orten glücken:
Sie muß sich in die Zeit und alle Dinge schicken.
Stärck' und Gewalt thut alles nicht allein:
Die Klugheit muß darmit verknüpfet seyn.
Soll in der Welt, nach Wunsch, uns was gelingen,
So muß Vernunfft und Rath es führen und vollbringen.

CXIX.

Der schwache Löwe.

Der Löwe, dessen Stärck' und Macht
Die Thieren lange Zeit empfunden,
Wird endlich gar dahin gebracht,
Daß aller Lebens-Safft verschwunden.
Er war nun alt und abgelebt,
Und wuste sich nicht zu ernähren;
Ja, weil er selbst für Schmertzen bebt,
Des Anfalls kaum sich zu erwehren.
Er lag entkräfftet ausgestreckt,
Und meint' in Ruh' allein zu bleiben:
Welch' aber seine Feind' erweckt,
Nachdrücklich sich an ihm zu reiben.
Es kommt der Ochs, und stösset ihn,
Weil ihm der Löw ein Kalb zerrissen.
Dieß macht all' and're Thiere kühn,

Daß sie sich auch zu rächen wissen.
Dem hat er dieß, dem das gethan.
Kaum hat das Pferd den Feind geschlagen,
Fällt ihn auch so der Esel an,
Und hat, ich weiß nicht was, zu klagen.
Nun kommt es, spricht der Löw, zu weit:
Von tapfern laß ich mich noch schmähen.
Das ist zu schwer, die Bitterkeit
Auch von dem faulen Esel sehen.
Nun lieber tod, als so betracht:
Eh ließ ich mich die Würmer nagen,
Als den, der überall veracht,
Mit dem verzagten Schenckel schlagen.
So geht es, wenn ein Starcker fällt,
Daß er sich nicht mehr weiß zu retten:
Dem wird von allen nachgestellt,
Den er nur auf den Fuß getretten.
Wann einer groß und mächtig heißt,
Hüt' er sich einem nur zu schaden:
So wird ihn auch kein kleiner Geist,
Wenn er gefall'n, mit Schimpf beladen.

CXX.
Der wollüstige Esel.

Ein Esel sah', wie wohl ein Hund
Bey seinem Herren angeschrieben:
Weil er an seiner Seiten stund',
Offt auf ihn sprung, und in dem Schooß geblieben.
Darfür bekam er Fleisch und Brod,
Auch manchmal gute Lecker-Bissen.
Warum, dacht jener, leid' ich Noth?
Ich werd' auch so zu careßiren wissen.
Kaum tritt der Herr zum Hauß hinein,
Daß ihn der Esel nur erblicket:

So wil er um und bey ihm seyn,
Springt an ihm auf: und wird so gleich bestricket
Mit Prügeln in den Stall gebracht,
Und darff nicht weiter um sich gehen.
Ich hab' es, spricht er, schlecht gemacht:
Was Hunde thun, darff nicht von mir geschehen.
Nicht alles stehet jedem an:
Ein jeder bleib' in seinen Wercken:
So kan an dem, was er gethan,
Sein' Herrschafft auch die treuen Dienste mercken.

CXXI.

Die Schwalbe und andere Vögel.

Mit Lein besäte man ein Feld,
Wo denen Vögeln nachgestellt,
Daß viel' im Garne hangen blieben.
Dieß merckt die Schwalb', und giebt den Rath:
Kommt alle mit, und freßt die Saat:
Wird, was darvon kommt, abgenommen,
So werden Faden draus gemacht,
In welchen, so bey Tag, als Nacht,
Schon mancher Vogel umgekommen.
Allein die Vögel hören nicht:
Weil an der Nahrung nichts gebricht,
Und lachen des verzagten Orden,
Der durch ein Körnlein auf dem Land,
Das mancher kaum darfür erkannt,
In Furcht und Angst gesetzet worden.
Die Schwalb' ertruge diese Schmach,
Und dacht der Sachen weiter nach:
Wie die Gefahr nicht zu verachten.
Es kommt das dichte Kraut hervor:

Stört, spricht die Schwalb', es in dem Flor:
Sonst wird es euch mit Hauffen schlachten.
Allein der Rath wird nicht gehört,
Nur Spott und Hohn darfür vermehrt,
Als ob sie nichts zu fürchten hätten.
Die Schwalbe spricht, ich hab's gesagt:
Denckt meiner, wann dieß Kraut euch plagt:
Und flüht beyzeiten in die Städen.
Der Flachs wird reiff in kurtzer Zeit,
Gesponnen, und ein Garn bereit,
Das Vögler hier und dort ausstellen,
Und also mit besond'rem Fleiß
Die sich're Vögel Hauffenweiß
In diesem Garn bestricket fallen.
Zu spät, zu spät rieff mancher hier,
Als er bestrickt, ach! hätten wir
Der Schwalben doch Gehör gegeben.
Nun straffet uns der Eigensinn:
Das arge Kraut reißt uns dahin,
Und Sicherheit kost' uns das Leben.
Man nehme, weil er helffen kan,
Den guten Rath der klugen an.
Die Narren, welchen nicht zu rathen,
Sind bey dem Warnen ärgerlich,
Verwickeln in der Thorheit sich,
Und finden gar zu spät den Schaden.

CXXII.

Der Wolff und das Pferd.

Es kommt der Wolff in grosser Gierigkeit,
Und findt ein Pferd auf einer Wiesen graßen.
Damit denckt er die Mahlzeit sey bereit,
Und wil die Beut' sich nicht entwischen lassen.
Ach! klagt das Pferd, ach! welche grosse Pein

Muß

Muß, leyder! ich von einem Dorn empfinden.
Mein lieber Wolff, ich wil dein eigen seyn,
Wirst du mich nur der schweren Last entbinden.
Wo, spricht der Wolff, ist dieser Schaden dann?
Ich bin ein Artzt, und kan die Krancke stärcken.
Am hint'ren Fuß, sagt jenes, ist's gethan:
Da wirst du leicht, was eingestossen, mercken.
Indem der Wolff mit Fleiß den Schaden sucht:
Wird von dem Pferd ihm vor den Kopf geschlagen.
Dieß rettet sich inzwischen mit der Flucht,
Und läßt den Wolff sich mit dem Schwindel plagen.
Als lang hernach er von dem Schmertz befreyt,
Doch ohne Krafft vom Boden aufgestanden:
Erfährt er erst, mit Scham und grossem Leid,
Daß er verletzt, das Pferd nicht mehr vorhanden.
Drum spricht er selbst voll Aergerniß in sich:
Zum kochen schickt ich mich bey denen Pferden;
Und dieses Thier bewegt, zum Schaden, mich,
Daß ich muß gar ein Mediciner werden.
Was einer weiß, was einer wohl gelernt:
Da soll mit Lob er Lebenslang bey bleiben,
Und nimmermehr, worvon er weit entfernt,
Zu Spott und Hohn, ja zum Verderben, treiben.
Geht einer nur mit Trug und Schaden um:
So wird er sich selbst eine Ruthe binden,
Und allzuspät, doch zu des Rächers Ruhm,
Betrug und Straff, zum Untergang, empfinden.

CXXIII.

Der Wolff und der Fuchs.

Auch wird, was jetzund angemerckt,
Durch folgendes noch mehr bestärckt.
Ein Wolff hat reiche Beut' gemacht,
Und sie zur sich'ren Höhl' gebracht.

Als dieß ein list'ger Fuchs gesehen:
Besucht er ihn, lobt seine That,
Vorsichtigkeit, Stärck', klugen Rath,
Und alles, was zum Ruhm geschehen.
Er bittet sich die Freundschafft aus,
Verspricht sich einen fetten Schmauß,
Und listig etwas zu bekommen.
Allein der Wolff bedancket sich,
Und spricht, ich hab' es nur für mich,
Und nichts für Schmeichler mitgenommen.
Als sich der Fuchs in Stich gesetzt,
Denckt er nur auf die Rach zuletzt,
Und glaubt dem Wolff gewiß zu schaden.
Er eilt zum Schäffer, spricht ihn an:
Was giebst du mir? ich wil und kan
Dir deinen ärgsten Feind verrathen.
Es liegt der Wolff am sich'ren Ort:
Da kanst du ohne Müh' so fort
Ihn zur verdienten Straff' bekommen.
Der Schäffer giebt ihm Käß und Brod,
Wünscht die verdammte Wölffe tod,
Und wird vom Fuchs gleich mitgenommen.
Verspricht ihm auch, wenn es geglückt,
Daß der verhaßte Wolff berückt,
Noch zwantzig Käse nachzugeben.
Der Fuchs glaubt, daß es treu gemeint.
Der Schäffer findet seinen Feind,
Und bringt ihn mit der Axt um's Leben.
Nach der vollbrachten Helden-That,
Verlangt der Fuchs, für seinen Rath,
Was ihm gewiß versprochen worden.
Der Schäffer spricht: du Hühner-Dieb,
Kommst recht, und mir ist's hertzlich lieb,
Daß ich dich nun kan auch ermorden.
Das Disputiren währt nicht lang:
Er giebt dem Fuchs nur einen Fang:

Da must' er mit dem Tode ringen,
Und rieff noch: ich empfinde schon
Der Rachgier, List, und Falschheit Lohn.
Und so wirds überall Verräthern auch gelingen.

CXXIIII.
Der Esel und das Pferd.

Ein Esel, der im Felde war,
Und schwere Lasten tragen muste,
Nichts von der grössesten Gefahr
Der streitenden Partheyen wuste,
Beklagte seinen Jammer-Stand,
Und wünschte sich bey denen Pferden,
In gleichem Rang, von reicher Hand,
Gefüttert und gelabt zu werden.
Der Gaul, spricht er, hier neben mir,
Hat lange nicht, was ich, gelitten:
Doch zieht man mir ihn gar weit für:
Und wann ich steh, wird er geritten:
Er lebt in allem Ueberfluß:
Nur was er wünscht, wird ihm gegeben.
Ich armer Esel aber muß
Bey wenig Stroh und Futter leben.
Weil niemand meine Tugend kennt:
Schwitz ich offt unter schweren Kasten.
Die Schläge sind mein Tractament:
Und trag' ich nichts, so muß ich fasten.
Dem Gaul flattirt und streichelt man:
Dem werden Decken aufgeleget:
Und wann er gleich gar nichts gethan,
Wird er aufs beste doch verpfleget.
Wie's aber einst zum Treffen kam,
Der Esel in dem Lager blieben,
Der Reuter seinen Gaul mitnahm,

Der im Gefecht' umher getrieben,
Daß er gantz wund und abgematt
Mit Blut besprützt ins Lager kommen.
Und seine vorge Lagerstatt
Beym Esel ohne Krafft genommen:
Spricht dieser: ist es so gemeint,
Daß, die die beste Kost geniessen,
Zur grösten Noth, bewahret seynd:
So laß ich mich mein Schicksal nicht verdriessen.
Der äußre Schein trügt gar zu sehr:
Und welch' in voller Nahrung stehen,
Druckt offt ihr günstig Glück weit mehr,
Als welch' ihr Brod zu betteln gehen.
Glückselig ist der Mittel-Stand,
Dem wenig, doch in Ruh, gegeben.
Mit Grossen ist es so bewandt,
Daß sie beym Ueberfluß in grossen Nöthen schweben.

CXXV.

Der Bock und der Wolff.

Der Bock war einem Wolff entgangen,
Und hatte sich auf eine Klipp gemacht:
Wohin der Wolff nicht kont gelangen,
So daß der Bock nur seiner lacht.
Doch wolt' er nicht von dannen weichen,
Biß ihn der Hunger weiter trieb:
Daß auch der Bock, das Wasser zu erreichen,
Nicht länger auf dem Felsen blieb.
Als hier der Bock den Durst gestillet:
Erblicket er sein Ebenbild,
Und wird mit Hochmuth angefüllet,
Daß sonsten nichts in seinen Augen gilt.
Wie lang der Bart? wie leicht die Füsse?
Ist nicht der gantze Leib recht schön?

Und

Und wenn er auch sich übermannen liesse,
So können doch dem Feind die Hörner widerstehn.
Ein Narr war ich, daß ich geflohen:
Ich wolte schon dem Wolff gewachsen seyn:
Die Hasen sterben von dem Drohen:
Ich bilde mir was anders ein.
Kommt nun der Wolff, und droht mich zu zerreissen:
Lach' ich den Tropf mit seinem Eiffer aus.
Ich werd' ihm meine Hörner weisen:
Was gilts? er eilt geschwind nach Hauß.
Es plagte so den Bock die stoltze Eigenliebe:
Als schon der Wolff zum Fluß geschlichen kam,
Und diesen Bock, der gantz erstarret bliebe,
Zur guten Mahlzeit mit sich nahm.
Ach! schrie der Bock, wie hab' ich mich betrogen?
Warum hab' ich mich nicht gewehrt?
Nun werd ich gar zerfleischet rumgezogen,
Und schimpflich von dem Wolff verzehrt.
So kommt der Hochmuth vor dem fallen:
Und wer sich an sich selbst vergafft,
Wird unvermerckt, am ersten unter allen,
Zu seinem Unglück hingerafft,
Die Worte wollen's gar nicht machen:
Man zeige sich nur in der That:
Weil, wenn die Thorheit zu belachen,
Die Tugend allezeit sich selbst zum besten hat.

CXXVI.

Der Wölffen Krieg mit denen Schafen.

Die Schafe führten lange Zeit
Mit denen Wölffen schwere Kriege,
Und hatten weil die Hund' im Streit

Sehr tapffer, auch die schönsten Siege.
Die Wölffe werdens endlich müd',
Und wollen bey den zweiffelhafften Sachen,
Da jeder Theil den kürtzern zieht,
Gern mit den Schafen Friede machen.
Die Hunde wollen nicht daran:
Weil denen Wölffen nicht zu trauen.
Den Schafen aber stund der Friede dennoch an:
Sie wolten auf die Treu der Wölffe Schlösser bauen.
Der Vortheil, sagen sie, wird für uns ungemein,
In Einigkeit der fürchterlichen Thieren,
Auch alles ohne Noth und weitern Schrecken seyn:
Wenn unter uns nicht weiter Krieg zu führen.
Man treibt das Werck mit allem Fleiß.
Die Hund', als die den Frieden stören,
Und die man jetzt nicht zu gewinnen weiß,
Will man durchaus nicht weiter hören.
Weil derer Wölffen Vorschlag gut:
So werden sie, wie Geissel, abgegeben:
An deren statt, zur beßren Huth,
Beschlossen, daß fort junge Wölffe leben.
Die werden ebenfals, als Geissel, hingethan.
Allein so bald der Friede nur geschlossen,
Fängt einer da zu heulen an,
Und alles wird darum auf einmal umgestossen.
Die Schafe, deren Schutz dahin,
Erschrecken, als die Wölffe kommen.
Ein schneller Todt ist ihr Gewinn:
Weil, was ein jeder wil, nun frey hinweg genommen.
Man ehre die, ja sey ihn unterthan,
Die schützen und erretten können:
Weil ohne sie man nicht bestehen kan.
Nur Thoren lassen sich von Feinden leicht berennen.
Vorsichtigkeit traut ihnen nicht,
Und bleibet in der Tugend Schrancken.
So leicht ihr Mund vom Friede spricht:

So

So falsch und böß sind die Gedancken.
Wer aber böß in seinem Sinn,
Kan niemand etwas gutes gönnen:
Daß Gut' und Frommen immerhin
Sich nicht genung verwahren können.

CXXVII.

Der Löwe und der Fuchs.

Ein Löwe, der gantz abgelebt,
Und in den letzten Nöthen schwebt,
Weil ihm die Krafft zu rauben schon vergangen,
Verfiel zuletzt auf eine List,
Was sonsten ihm unmöglich ist,
In seiner Grufft geschwinder zu erlangen.
Er machet' überall bekant,
Daß er in einem schwachen Stand,
Ja Todes-Noth, hier Abschied nehmen wolte:
Und daß, wer's mit ihm treulich meint',
Ihn, als den König, Herrn, und Freund,
Zu guterletzt, einmal besuchen solte.
Den Thieren thut es hertzlich leid.
Sie kommen, ihre Schuldigkeit,
Doch nach und nach, gebührend abzustatten.
Der Löw' empfängt sie so gelind,
Daß sie dem krancken Gast geschwind
Zum sich'ren Raub und guter Speise dienen.
So labet er sich ohne Müh.
Einst ist der Fuchs des Morgens früh,
Zum Abschied, doch nur vor der Höhl', erschienen.
Komm, spricht der krancke, komm herein:
Du solst, mein Freund, mir willkomm seyn,
Und hier durchaus nichts zu befürchten haben.
Verweile nicht vor meiner Thür.
Warum kommst du nicht gleich zu mir,

Im Elend mich mit dem Besuch zu laben?
Der Fuchs sieht nur die Gegend an,
Und spricht, weil ich nicht finden kan,
Daß die zu dir, auch wieder aus, gegangen.
Zu dir geh'n alle Spuren nur:
Zum Rückweg find' ich keine Spur:
Drum fürcht' ich mich ein gleiches zu empfangen.
Die Klugheit ist die beste Huth,
Und zwar zu allen Dingen gut,
Doch sonderlich bey Hinterlist vonnöthen.
Sie giebt auf alle Zeichen acht,
Und wenn sie diese recht betracht,
Weiß sie sich selbst das beste Wort zu reden.

CXXVIII.

Die Eintracht.

Ein Landmann, der zwar reich, doch viele Kinder nährte,
Ein strenger, aber doch liebreicher Vater war,
Und welcher nach dem Tod ihr Wohlseyn auch begehrte,
Erkranckete, und kam so gar in Tod's Gefahr.
Drum ließ, zu guter letzt, er seine Kinder kommen,
Nahm Abschied, füget' auch viel Heyl und Segen bey,
Und sprach, habt, Kinder, ihr nun alles recht vernommen?
So brechet, wenn ihr könt, dieß Bündel Ruth' entzwey.
Es wurden insgesamt die Ruthen schwach befunden:
Weil aber sie zugleich, mit einem festen Band,
In eines hart verknüpft, zur Stärcke, recht verbunden:
War niemand diesen Bund zu brechen in dem Stand.
Der Vater giebt hernach den Kindern eintz'le Ruthen,
Die jedes alsobald, wie's ihm befohlen, bricht.
In Eintracht, spricht der Mann, ist Wohlstand zu vermuthen:
Und wenn ihr euch getrennt, besteht die Wohlfarth nicht.
In Lieb' und Eintracht spürt man überall den Segen,
Der alsobald in Haß und Bitterkeit verschwindt.

So starck, zur Sicherheit, sich die zu waffnen pflegen,
Die, wider alle Feind', im Freundschaffts-Bande sind:
So leicht, und so geschwind, sind die zu Fall zu bringen,
Die selber sich getrennt: daß überall der Feind,
Bey Widerwärtigkeit, vermögend durchzudringen;
Und sich der schwache stürtzt, bevor er's selber meint.

CXXIX.

Der Köhler und der Bleicher.

Ein reicher Köhler hat ein grosses Hauß gebaut,
Und weil er nicht im Stand es völlig zu bewohnen,
Spricht er den Bleicher an: weil du dich mir vertraut,
So wohne nun bey mir: du solst es mir nicht lohnen.
Ich bin im grossen Hauß so, wie du weist, allein,
Und kan es selber nicht mit aller Habe füllen.
Wilst du, mein bester Freund, in Liebe bey mir seyn:
So wirst du, glaube mir, min gantz Verlangen stillen.
In meinem Hause hast du Raum genung bey mir:
Du wohnest eng und schlecht in einer Bleicher-Hütten.
Doch leb' ich hier vergnügt, und mir gefällt es hier,
Versetzt der Bleicher drauf, sonst ließ ich mich erbitten.
Allein, sag', liebster Freund, wie solt es wohl geschehn,
Daß wir in einem Hauß beysammen Freunde blieben?
Bey Kohlen kan ja nicht die reine Bleiche stehn,
Noch, was recht weiß gemacht, die schwartze Flecken lieben.
Gesellt sich gleich und gleich: wird Lieb' um Lieb' erweckt;
So wird, was widersteht, ein kluger nicht vertragen.
Die Tugend selber wird von Lastern angesteckt:
Und kan sich nimmermehr auf ihre Seite schlagen.
Verführung schleichet sich mit glatten Worten ein,
Und kan mit ihrem Gifft dem allerbesten schaden.
Wil einer tugendsam, und recht vergnüget seyn,
Der lasse Tugend sich, und keine Laster, rathen.

CXXX.
Die sich selber straffende Lügen.

Ein ungezog'ner Hirten-Jung
Pflegt' öffters mit Geschrey die Bauren zu vexiren,
Und weil es ihm gemeiniglich gelung,
In Waffen sie nur schertzhafft anzuführen,
Trieb er dieß Spiel, in Spott und Hohn,
Zum öfftern nur den Eifer zu vermehren,
Und schrie mit aller Macht, daß Wölffe schon,
In seiner Heerd zu wüthen, kommen wären.
Sie kommen, ihre Schafe nur
Zu retten, und dem Hirten beyzuspringen:
Seh'n aber keine Wolffes Spur,
Und sind bey dem Betrug zusammen guter Dingen.
Doch endlich kommt ein Wolff heran:
Der Hirten-Jung ist nun in tausend Nöthen:
Er rufft um Hülff: er schreyet, was er kan,
Der Wolff ist da: der wird mich selber töden.
Die Bauren hören dieses zwar,
Doch lassen sie sich nichts anfichten:
Dieweil der Jung gewohnet war
Zu ruffen, wann auch schon durchaus nichts zu verrichten.
Er rufft erbärmlich, in der Noth:
Er flieht, dieweil die Schafe sich zerstreuen:
Wird selbst die Beut', und muß halb tod
Den Muthwill, sein Geschick', und Lügenmaul bereuen.
So muß es den Betrügern gehn,
Welch' offenbare Schande tragen,
Und selber sich zuletzt betrogen sehn:
Weil ihnen niemand glaubt, wann sie die Warheit sagen.

CXXXI.
Der Frosch und der Löwe.

Es macht' in einem Sumpf der Frosch ein groß Geschrey:
Und ein behertzter Löw gieng ungefehr vorbey.
Als der das Quaxen hört, entrüstet er sich sehr,
Und glaubte, daß hier eins der grösten Thieren wär,
An dem er seine Stärck', als an dem ärgsten Feind,
Auf seiner Reiß' einmal recht zu probiren meint.
Er steht, er rüstet sich zum tapfern Widerstand,
Noch ist der ruffende, sein Gegenpart, bekant.
Er brüllet im Verdruß mit fürchterlichem Thon,
Und sieht von ungefehr das arme Fröschgen schon.
Pfui, spricht er, daß ich dich nicht alsobald gesehn:
Es würd', elendes Thier, kein Blick nach dir geschehn.
Du bist fürwahr nicht werth, daß einer dich betracht:
Ist's deine Stimm' allein, die mich zuschanden macht?
Das Fröschgen rühret er mit seinem Schenckel an:
Und es liegt so zerquetscht, daß es nicht schreyen kan.
So geht es überall den Pralern insgemein:
Sie wollen zwar geschickt mit ihrem Maule seyn:
Doch müssen sie gar bald mit Schimpf zu Grunde gehn,
Und durch ihr' Unvernunfft sich selbst betrogen sehn.
Der schwache widersteht dem starcken nimmermehr,
Und findet im Geschrey mehr Schimpf und Schand', als Ehr.

CXXXII.
Die Ameiß und die Taube.

Ein Ameiß, von dem Durst getrieben,
Lieff eilends zu dem nächsten Bach:
Kam aber, weil sie da bald in dem Wasser blieben,
In Todes Angst und grosses Ungemach.
Ach! schrie sie, wil mich niemand retten,

Weil ich mir selbst nicht helffen kan?
Ich weiß das Land nicht zu betretten:
Und folglich ist's um mich gethan.
Von ferne sieht es eine Taube,
Die jammert dieses arme Thier.
Sie eilt hinzu, und wirfft von einer Laube,
Zur Rettung, ihm ein Reißlein für.
So bald das Reiß im Bach erschienen,
Springt gantz erfreut die Ameiß drauf,
Und läßt es sich zur Hülffe dienen:
Kommt an das Land und in den Lauff.
Sie dencket dieses zu vergelten,
Wenn's ihrer Ohnmacht möglich sey.
Offt steht auch einem starcken Helden
Ein schwacher in Gefahr und grossen Nöthen bey.
Und was geschieht? ein Mann erscheinet,
Verfolgt die Taub', und schlägt zu schiessen an,
Welch' er gewiß zu treffen meinet,
Weil sie sich setzt, und nichts verspüren kan.
Die Ameiß eilet sie zu retten,
Und sticht den Jäger in den Fuß,
So, daß er straucheln, weiter tretten,
Und seine Stell' verlassen muß.
Weil er sich nun zurück gezogen,
Wird ihn die schücht're Taub' gewahr,
Welch' alsobald darvon geflogen.
Mithin verschwindet die Gefahr.
Von einer Ameiß wird die Taube wohl bewahret,
Und aus der Todes-Noth gebracht:
Weil diese jener erst willfahret,
Daß sie sich höchst verbunden acht.
Man helff' und diene denen kleinen,
Wann, wo, und wie man immer kan:
Weil, die gantz unvermögend scheinen,
Offt einen grossen Dienst gethan.
Es findet Liebe Gegen-Liebe:

Und

Und gut' erzeigen immer sich,
Wenn gleich ihr Glücks-Stern noch so trübe,
Für alles gute danckbarlich.
Die Danckbarkeit ist denen eigen,
Die sonsten gar verachtet sind:
Da man, von grossen jetzt zu schweigen,
Sie selten auf der Erden findt.

CXXXIII.

Denen Grossen der Vortheil.

Der Löwe, Fuchs, und Esel hatten,
In einem angenehmen Schatten,
Der Freundschafft festes Band gemacht:
Mit List und mit Gewalt zu jagen,
Und gleich einander anzusagen,
Wenn einer etwas aufgebracht.
Der Löw' erhaschet gute Beute,
Theilt mit dem Esel seine Freude,
Und stellet ihm die Theilung frey.
Der macht vom Raub drey gleiche Stücke,
Und meint, daß er so nah dem Glücke,
Als wie der Fuchs und Löwe sey.
Der Löwe muß der Einfalt lachen:
Dem Streit doch bald ein End zu machen,
Erwürget er den armen Thor.
Rufft auch dem Fuchs hinzuzueilen,
Und spricht, du solst die Stücke theilen:
Drum leg' ich sie dir alle vor.
Der Fuchs spricht, hier ist nichts zu trennen:
Dir ist der gantze Raub zu gönnen,
Den du für dich allein gemacht.
Und solt ich Lebenslang nichts fressen,
Kan ich mir nichts von dem beymessen,
Was du mir selbst nicht zugedacht.

Der Löwe spricht, der dieß gehöret,
Wer hat das Theilen dich gelehret?
Mein guter Fuchs, hast recht daran.
Du bist, ob gleich noch jung von Jahren,
Geschickt genung, und so erfahren,
Daß ich an dir nichts tadeln kan.
Vom Zufall meines Bundsgenossen
Ist mir die Lehre zugeflossen,
Antwortet drauf der Fuchs behend:
Großmächtiger, dein' Helden-Thaten
Ersetzen deß erlitt'nen Schaden,
Der selber sich und dich nicht kennt.
Wer klug ist, lern' auf and're mercken.
Gelingen ihnen ihre Wercken:
So folge man denselben nach.
Ist Schaden und Verlust zu spüren:
So lasse man sich nicht verführen,
Und flühe dieses Ungemach.
Die stärck're sind nicht zu besiegen:
Drum halte man, sie zu vergnügen,
Sich, so viel möglich, fromm und still.
Mit Grossen muß man sauber handeln,
Und ihnen nach Gefallen wandeln:
Wenn man die Gunst erhalten wil.
Willfährigkeit in allen Dingen
Muß denen schwachen auch gelingen,
Wo selbigen viel Tord gethan:
Daß sie zuletzt doch nichts verliehren:
Weil Tugend allzeit triumphiren,
Nicht überwunden werden kan.

CXXXIV.

CXXXIV.
Wer leicht glaubt / wird leicht betrogen.

Der Wolff, vom Hunger angetrieben,
Durchwandert einst ein weites Land,
Bis er am Dorffe stehen blieben,
Woselbst er ein'ge Knochen fand.
Bald hört er eine Wirthin sagen:
Schweig', ungezog'nes böses Kind,
Sonst wil ich dich zum Wolffe tragen.
Komm, Wolff, und hohl' es nur geschwind.
Der Wolff bleibt vor dem Fenster stehen,
Und denckt, du kommst mir eben recht.
Ach! möcht' es nur fein bald geschehen:
Sonst steht es um den Magen schlecht.
Er wartet nächst der Thüren lange,
Doch wird das Kind ihm nicht gebracht.
Bald hört er, daß dem Kind zwar bange,
Die Mutter aber wieder lacht.
Sie spricht, mein Hänßgen, sey zufrieden:
Es hat nun weiter keine Noth.
Kommt mir der Wolff, wil ich dich hüten,
Und ihn schlag' ich gewißlich tod.
Der Wolff geht traurig seine Strassen,
Und seuffzet: ach! hier dien' ich nicht:
Noch wil ich mich vexiren lassen,
Wo man viel anders denckt, als spricht.
Das Schertzen heisset nicht gelogen:
Die Klugheit giebt auf alles acht.
Und wer leicht glaubt, wird leicht betrogen:
Daß man der tummen Einfalt lacht.
Der Umstand muß die Warheit zeigen,
Wie Worte zu verstehen sind.

Die Mutter sucht ihr Kind zu beugen:
Deßwegen bleibt es doch ihr Kind.
Die Gierigkeit wil dieß nicht glauben:
Die sieht nur ihren Vortheil ein,
Und muß, kan sie für sich nichts rauben,
Betrogen und beschämet seyn.

CXXXV.
Die fliegende Schildkröte.

Die Schildkröt wolte fliegen lernen,
Damit sie, wenn es noth, sich durch die Lufft entfernen,
Und denen Vögeln folgen könte,
Wenn ihr der König nur ein solch Vermögen gönnte.
Den nimmt sie wohlgemuth zum Unterweiser an,
Und bittet ihn, so viel sie kan,
Er wolle sie nur ihrer Bitt' gewähren,
Und in der Lufft das schnelle Fliegen lehren.
Vom Adler wird sie billig ausgelacht.
Der spricht: du bist zum fliegen nicht gemacht.
Laß die Natur zuvor mit Flügeln dich begaben:
Wer fliegen wil, muß Federn haben.
So lang es an denselben fehlt,
Sag' ich dir, Freundin, unverhehlt,
Wirst du dich gar umsonst bemühen,
Und bey dem Unterricht gewiß den kürtzern ziehen.
Ach! flehet sie beständig noch,
Erhöre du mich, grosser König, doch.
Der Anfang, weiß ich wohl, ist schwer in allen Dingen:
Doch, hoff' ich, wird der Flug mir endlich wohl gelingen.
Beliebt es dir, so fasse mich nur an,
Und führe mich mit dir, so hoch man kommen kan.
Da lasse mich sodann in freyer Lufft hinschweben:
So wird dieß Element mich willig ferner heben.
Im Zorn erhört der Adler ihre Bitt,

Und führet sie bis an die Wolcken mit:
Da läßt er sie geschwind aus seinen Klauen fallen.
Sie muß auf einen Felßen prallen,
Zerbrechen, und zu Grunde gehn.
So ist es um den Flug, und um die Kröt geschehn.
Wer seinen Lüsten folgt, dem ist nicht abzurathen:
Er eilet Sporenstreichs zu seinem grösten Schaden.
Ein kluger prüfft sich erst, wenn er was unternimmt,
Und weiß, daß nicht zu thun, worzu er nicht bestimmt.
Wo das Vermögen nicht, ist nichts zu unternehmen:
Es muß ein jeder sich nach der Natur bequehmen:
Weil, was derselbigen entgegen, nicht gelingt,
Und einen Steigelkopf bis zum Verderben bringt.
Wie reimt sich Müßiggang und Boßheit zum Studiren?
Es lässet mancher sich bis an die Sterne führen.
Worzu? Gewißlich nur zu seinem tieffen Fall.
Exempeln findt man überall.

CXXXVI.

Zween Krebse.

Wie offt ist dir es vorgesungen?
Geh' doch gerad, mein lieber Sohn:
Sprach einst ein Krebs zu seinem jungen:
Sonst gehst du dir zum Spott und Hohn.
Du kriechest allemal zur Seiten:
Du schleichest öffters hinter dich:
Bist dir zur Last, zum Nutz der Leuten,
Und deinen Eltern ärgerlich.
Wohl, sprach der junge Krebs, ich gehe,
Mein lieber Vater, wie ich kan:
Was ich von meinen Eltern sehe,
Nehm' ich sogleich gehorsamst an.
Du wilst, ich soll mich corrigiren:
Thu selber doch, was du gelehrt.

Ich folge, wirst du mich nur führen:
Daß unser beyder Ruhm sich mehrt.
Geh du gerad, ich wil's erkennen,
Und thun, was du mir vorgethan.
Du solst mich ungehorsam nennen:
Wenn ich dir nicht nachahmen kan.
Begleiten Eltern ihre Lehren
Mit ihrem Thun und Wandel nicht:
Kan auch ihr Kind sich nicht dran kehren,
Das sich nach seinen Eltern richt.
Die jungen lernen von den alten,
Was dies' in ihrem Wandel sehn,
Und suchen, wie sie sich verhalten,
Ihn'n ohne Zweiffel nachzugehn.
Man straff' an keinem ein Verbrechen,
Wenn man dasselbe selbst gethan:
Weil die von eig'ner Schande sprechen,
Die man gleich überführen kan.

CXXXVII.

Der Nordwind und die Sonne.

Der Nordwind braußt mit aller Macht,
Als einst die Sonn mit frohen Blicken lacht.
Was? sprach der Wind, mir must du weichen:
Du bist mit mir nicht zu vergleichen.
Und ob dein Glantz schon alle Welt erquickt:
Bist du doch, das zu thun, was ich thu, nicht geschickt.
Laß uns die Stärck' am Wandersmann probiren.
Wer kan den Mantel ihm entführen?
Wohl, sprach die Sonn', ich geh auch die Bedingung ein:
Wer ihn entblößt, der soll der stärckste seyn:
Mithin den Sieg der auserwählten Gaben,
Und in der Welt die Oberherrschafft haben.
Der Nordwind stürmt gewaltig auf ihn loß.

Der

Der Wandersmann macht dennoch sich nicht bloß:
Er wickelt sich vielmehr in seinen Mantel,
Verwahrt das Haupt, und rüstet seinen Wandel,
Daß er der Macht des Windes widersteh,
Und unverletzt gerades Weges geh.
Der Wind kan ihm die Reise-Kappen
Auch nicht einmal im Gang erschnappen:
Er rüstet und verwahret sich,
Der Macht zu widerstehn, behertzt und ritterlich.
Der Nordwind höret auf zu blasen,
Und muß den Wandersmann nun wohl zufrieden lassen.
Die Sonne wird sehr angenehm erblickt;
Der matte Wandersmann erquickt:
Der, als er nun die Sonnen-Strahl' empfunden,
Und sich erhitzt, den Mantel abgebunden,
Die Kappe von dem Kopf gethan,
Sich hingesetzt, entblößt. Seht, was die Sonne kan:
Nicht mit Gewalt, mit Freundlichkeit und Liebe:
Daß sie, trotz Nord und Wind, der Welt Regentin bliebe.
Ein Oehlzweig geht weit über Waffen:
Gelindigkeit geht über Straffen,
Und was die gröste Macht nicht kan,
Hat Lieb' und Gütigkeit gethan.
Ach! daß man dieß im Hauß bey Kindern und Gesinde,
In Schulen, Kirch', und in Gerichten finde:
Es würd', als mit der Strenge nicht,
Weit mehr fürwahr daselbsten ausgericht.
Jetzt aber muß die Klugheit, leyder! klagen,
Es habe Stürmen mehr, als Freundlichkeit zu sagen.

CXXXVIII.

Der Esel in der Löwen-Haut.

Ein Esel, welchen schon die gantze Welt verlacht,
Ja der sich selbst zum Spott gemacht,
Hat Lusten sich, die Welt zu schrecken,
Mit einer Löwen-Haut zu decken.
Der Anschlag war vortrefflich gut.
So bald es nur der Esel thut,
Wird, ohne daß er einen Wurm verletzet,
Schon alles in die Furcht gesetzet.
Ein Thier, ein Mensch, und wer es ist, erschrickt,
So bald er dieses Thier erblickt.
Der Esel meint, er könt' den grösten Helden gleichen,
Und seinen Zweck im gantzen Land erreichen.
Ein Müller schaut von ferne diesen Thor:
Zum Unglück ragt sein langes Ohr hervor:
Daß im geborgten Fell er seinen Esel kennet,
Und Sporenstreichs auf ihn mit einem Prügel rennet.
Leg, spricht er, nur den Rock der Ehren ab,
Dieweil er ihm unzehl'ge Prügel gab:
Und führt, als er genung geschlagen,
Den Esel in den Stall, der Mühlen Last zu tragen:
Daß der an seine Lust, und an die Löwen Tracht,
Bey seinem Tractament, nie wiederum gedacht.
Die Narren wil die Narrheit bald verrathen:
Daß sie sich selbst am meinsten schaden.
Die Arbeit ist für allen Muthwill' gut,
Der selten einem gütlich thut.
Und wil, als er verdient, sich einer anders kleiden:
Muß er gewiß zuletzt nur Schimpf und Schaden leiden.
Ein jeder thu, was ihm gebührt:
So bleibt er gut genung für sich geziert.
Wird einer grösser thun, als ihm sein Stand erlaubet,
So denck' er, daß ihm dieß Ehr' und Vergnügen raubet.

CXXXIX.
Der Frosch und der Fuchs.

Ein armer Frosch, der lahm geschlagen,
Gantz runtzlich, kranck, und elend war,
Kroch einst hervor, sich an das Licht zu wagen,
Und legte seinen Kram gelobter Mittel dar,
Wie schwache starck, wer runtzlich glatt zu machen,
Und Lähmung zu vertreiben sey.
Er rühmt', als Medicus, sich derer besten Sachen,
Und legte seiner Kunst die Wunder-Curen bey.
Er konte zwar allein aus einem Auge sehen:
Doch war es ihm gar eine leichte Sach',
Ein Aug im Kopf herum zu drehen:
Und wuste Rath für alles Ungemach.
Und du weist, sprach der Fuchs, dich selbst nicht zu curiren?
Hilff, lieber Medicus, ach! hilff dir selber nur.
Sonst wird, was du gesagt, bald allen Schein verliehren:
Wer sehen kan, der findt an dir der Lügen Spur.
Was wilst du, schwacher Frosch, von grossen Curen reden?
Es zeigt dein gantzer Leib dein Unvermögen an.
Spricht selbst die That, sind Worte nicht vonnöthen:
Und der hilfft andern nicht, der sich nicht helffen kan.
Man findet überall dergleichen Pralereyen:
Daß, wenn es möglich ist, die Welt betrogen sey.
Doch mag ein Frevler stets von den Verdiensten schreyen:
Die Klugheit mercket bald Betrug und Heucheley.

CXL.
Der Schein und Wahn betrüget.

Wilt auf der Welt auch kein Erbarmen nicht?
Ich bin beraubt, verwundt, entblösset, von den Dieben:
Elendig bin ich zugericht:

Und zu der Nothdurfft ist kein Heller übrig blieben.
So lamentirt ein armer Wandersmann,
Der kaum im Hemd dem Rauber-Volck entgangen,
Und kümmerlich am Thor sich einem kund gethan,
Von dem er weiter nichts, als leid'gen Trost, empfangen.
Dort, sagt er, wohnt ein Mann, der reich und gütig ist:
Der wird der Dürfftigkeit gar wohl zustatten kommen:
Denn der ist liberal, und ein rechtschaffner Christ,
Bey welchem täglich viel' ihr Gastmahl eingenommen.
Deßwegen hat er hier den grösten Ruhm.
Der läßt von seinem Guth gern andere geniesen:
Der giebt dir gantz gewiß ein gut Viaticum,
Wie leicht aus seinem Thun zu schliessen.
Der arme geht dahin, stellt seine Nothdurfft vor,
Und wird veracht, als der das Land durchstreichet:
Daß dieser reiche Mann, in seinem grösten Flor,
Dem fremden, in der Noth, nicht einen Heller reichet.
Das schmertzet ihn nun gar zu sehr,
Daß er geschmäht, verhöhnet, und gescholten,
Als wenn er liederlich und ein Verschwender wär,
Dem nach Verdienst sein Glück vergolten.
Er geht betrübt, und seufftzet allezeit,
Bis an dem End der Stad er einen Wirth gefunden.
Dem klagt er seine Noth, und findt Barmhertzigkeit.
Er führt ihn in das Hauß, verbindet seine Wunden,
Giebt Speiß und Tranck, reicht ihm auch einen Rock,
Und etwas Geld zur Zehrung auf den Wegen.
Der arme nimmt erquickt und wohl gelabt den Stock,
Danckt seinem Wirth, und wünscht ihm tausend Segen.
Nächst an dem Thor trifft er den einen an,
Der ihn zum reichen Mann gewiesen:
Der meint, er hab' ihm viel zu gut gethan:
Wie solches kurtz zuvor dem armen angepriesen.
Allein der fragte nach dem Wirth,
Und was man in der Stadt von seinem Wesen sage.
Der, war die Antwort, hat sich übel aufgeführt:

Und

Und jederman hört bittre Klage.
Arm ist er, karg, gantz ungestüm, und grob:
Er pfleget keinen zu logiren,
Er weiß beym Abzug schon das Lob
Des übeln Haußhalts anzuführen.
Der Hoff ist zwar sein Eigenthum,
Doch ist er auch mit Schulden sehr beladen:
Drum geht mit ihm kein Bürger um:
Daß diesem Bösewicht in keinem Stück zu rathen.
Ein Bösewicht ist dieser nicht:
Sprach der von ihm gelabet worden,
Der reiche Schlemmer ist der ärgste Bösewicht.
Und sitzet an der Höllen-Pforten.
So geht es, was von aussen prangt,
Und jederman leicht in die Augen fället
Wird auf den Ehren-Thron, den Tugend nicht erlangt,
Von dem leichtglaubgen Volck gestellet.
Das wahre Wesen und der Schein
Ist, wie das Urtheil, gar verschieden.
So müssen Böß' im Pracht, zur Schmach, gerühmet seyn,
Wenn Gute mit der That, die Lobens werth, zufrieden.
Wer prasset und sein Guth verschwendt:
Ist karg und ungerecht an Armen:
Wenn Fromme, welche man nicht kennt,
Derselben sich, in Gottesfurcht, erbarmen.
Die suchen keinen Schein, doch ein wahrhafftig Gut:
Und werden Segenvoll an jenem Tage prangen:
Da, die dem Bauch gedient, in ewig strenger Glut,
Kein Tröpffgen Trost und Linderung erlangen:

CXXXXI.

Zween Freunde.

Zween Freunde reisen ihre Strassen,
Die sich verbunden und vermassen,

Biß in den Todt, einander beyzustehn;
Ja solte sich es endlich fügen,
Daß einer in der Noth vielleicht solt' unterliegen,
Selbst lieber in den Todt zu gehn.
Ists wahr? ihr auserwehlte Freunde,
Vielleicht geschieht, was keiner meinte.
Das Leben ist doch einem jeden Lieb,
Und jeder glaubt mit recht, daß er sich selbst der Nächste.
Was Wunder, wenn in Noth der Schwächste,
Dem anderen zum Tord, gleich auf der Stelle blieb'?
Als die Versichrung kaum geschehen,
Und sie noch gutes Muths in einem Walde gehen:
Stieß' auf die Freunden ungefehr
Ein fürchterlicher wilder Bär.
Der eine flieht, sich selbst auf einem Baum zu retten:
Und von der Bestie wird der andere betretten.
Der wirfft in gröster Angst und Noth,
Als wär' er würcklich todt,
Sich starr und steiff zur Erden nieder.
Der Bär beschnüffelt ihn, verläßt ihn aber wieder:
Weil er den Othem hielt, und nicht zu leben schien'.
Als die Gefahr vorbey, sucht' auch der Flüchtig' ihn.
Sie wanderen die Straß noch gantz gestört zusammen,
Und fangen an die Furcht der Menschen zu verdammen.
Ich, sagte der vom Baum, bin allzeit unverzagt.
Und was hat dir der Bär so still ins Ohr gesagt?
Gar vieles, sprach der Freund, das ich jetzt gern verschweige,
Nur dieses wolt' er, daß ich dir so gleich anzeige,
Der wahren Freunden gehn, in gegenwärt'ger Noth,
So wie das Sprichwort sagt, ein hundert auf ein Loth.
Hätt' auch der Bär mich schon zerfleischet und zerrissen:
Du würdest wahrlich mir nichts vorzurücken wissen.
So geht es, leyder! in der Welt,
Daß Heucheley und Falschheit sich verstellt.
Wo's glücklich geht, sich Freud und Ueberfluß verbinden,
Sind Freund' in grosser Meng zu finden.

Kommt

Kommt Unglück und Gefahr: wirst du gewiß allein
Betrübt in Stich gesetzt, und gar verlassen seyn.

CXXXXII.

Der sich tröstende Kahlkopff.

Ein Kahlkopff hatte sich mit fremdem Haar gezieret.
Das wird ihm auf dem Marckt vom starcken Wind entführet.
Es lacht das Volck, so dieses angesehn:
Der Kahlkopff muß beschämet stehn.
Doch, spricht er, Freunde, schweigt, ich gebe mich zufrieden:
Es nimmt der Wind nur, was mir nicht beschieden.
Ich weiß ja wol, daß dieses Haar
Von Fremden nur entlehnt, und nicht mein eigen war.
So müssen Menschen sich in ihrem gantzen Leben,
Wenn ihnen was entgeht, sich gleich zufrieden geben.
Sie haben nichts mit in die Welt gebracht:
Und ob das Glück sie reich an Güthern macht,
So kan es, eh sie's selber glauben,
Dieselben ihnen wieder rauben.
Die Thoren kräncken sich, wenn ihnen was entgeht,
Und Widerwärtigkeit dem Reichthum widersteht.
Ein Kluger findet sich im Guten und im Bösen,
Und spricht bey dem Verlust, es ist nicht mein gewesen.
Der ist ein recht glückseel'ger Mann,
Der, wie's auch kommt, sich trösten kan.

CXXXXIII.

Das Rohr und ein Oelbaum.

Es stund ein Oelbaum unbewegt:
Darneben sich ein Rohr offt beugt und niederlegt.
Pfui! schäme dich, sprach jener, steh doch feste.
Schau hier auf mein Gewicht, den Stamm, und alle Aeste:

Doch bin ich steiff und fest, und zeig' hier allezeit
So meine Stärck', als die Beständigkeit.
Nein, sprach das Rohr, ich will mich lieber beugen,
Und mich vor denen Winden neigen:
So streichen sie bald neben hin,
Daß ich für ihnen sicher bin.
Nicht lang hernach fängt über alle massen
Der Sturmwind an zu blassen.
Der Oelbaum thut ihm starcken Widerstand,
Und wird zerbrochen, umgerannt,
Muß seine Schuld mit Schimpff und Schaden tragen,
Und allzuspät den Eigensinn beklagen.
Das Rohr hingegen beuget sich,
Bleibt unbeschädiget, und freut sich inniglich.
Das wolte, sprach es, hier dem Oelbaum wohl nicht glücken:
Wer leben wil, der muß vor Mächtigen sich bücken.
Glückselig ist, wer in die Zeit,
Den Umstand, und Gelegenheit,
Sich wohl zu schicken ausgelernet,
Und sich behutsam stets vom Ungemach entfernet.
Halstarrigkeit und Hoher Muth
Thut unter Menschen selten gut.
Folgt einer seinem Kopff, der ist nicht wohl bey Sinnen.
Mit Höfflichkeit ist leicht ein jeder zu gewinnen.
Man gebe nur den Feinden nach:
So kan man, frey von allem Ungemach,
Zufrieden und in Ruhe bleiben:
Wenn die zu grunde gehn, die sich an andern reiben.

CXXXXIIII.

Die Eintracht.

Drey Ochsen welche starck und fett auf einer Weiden,
In gröster Eintracht stets beysammen sich erfreuten,
Genossen, wider allen Streit

Der stärckften Macht, erwünschte Sicherheit.
Es würde sich kein Löw', in Hoffnung guter Gaben
Und der verlangten Beut, an sie gewaget haben.
Sie gaben gar genau auf allen Anfall acht,
Und waren auf nichts mehr, als ihre Ruh, bedacht.
Als aber sie dieselbe lang genossen,
Daß sie so gar die Wachsamkeit verdrossen:
Schrieb', in der angenehmsten Ruh',
Ein jeder sich das Meiste zu.
Indem sie nun nichts um sich zu befahren,
Und allerseits zu sicher waren,
Zerrissen sie das feste Freundschaffts-Band,
Und Eigennutz behielt die Oberhand.
Sie wolten ja nicht mehr vereint zusammen gehen,
Und wie bisher für einen stehen:
Beneideten vielmehr was andren Guts geschah.
Und also war ihr Untergang auch nah.
Ein Löwe, der ihn längstens nachgestellet,
Hat einen gleich gefället:
Und bald hernach reißt er den andern hin.
Dem dritten liegt sein Futter nur im Sinn,
Und war erfreut, sich nun allein zu sehen:
Weil jener Abgang ihm, nach Hertzens Wunsch, geschehen.
Allein es währet gar nicht lang,
So wird dem Ochsen Angst und bang.
Er muß zum Unglück, sich selbst in des Löwen Klauen
Ohn' Hülff' und allen Beystand schauen.
Ach! seufftzet er, daß ich, weil die Gesellschafft hin,
Nun anch zum Raub des Löwen worden bin.
Wenn Freunde sich in Treu und Liebe recht verbinden:
Sind von den Feinden sie nicht leicht zu überwinden.
Bringt aber der verdammte Neid
Sie selbst zur Trennung, ja zum Streit:
So sind es andern leichte Sachen,
Dieselbe bald zunicht zu machen.
Denn wie der Fried und Einigkeit ernehrt,

Ist Widerwärtigkeit, welch' alles gantz verzehrt.
Was schwach und klein, pflegt auf der Erden,
Durch Eintracht, starck und groß zu werden.
Was starck und groß, vergeht in kurtzer Zeit,
Durch Zwietracht, Neid, und Bitterkeit.

CXXXXV.
Der Geitz und der Neid.

Apollo kommt, von Jupiter gesandt,
In aller Welt was Neues auszufinden:
Und weil nicht allerdings die Menschen ihm bekant,
Aus aller Wort und Werck ihr' Hertzen zu ergründen.
Bald stellet sich bey ihm ein reicher Geitzhalß ein.
Als Bruder Neidhard dis den Augenblick vernommen,
Ist er zu gleicher Zeit, der Letzte nicht zu seyn,
Was thut der Vortheil nicht? geputzt dahin gekommen.
Ein jeder schmeichelt was er kan,
Und meinet hier, zum Schein, Apollo vorzulügen:
Allein es ist umsonst gethan:
Und der durchtriebne Gast ist gar nicht zu betrügen.
Hört, Freunde, spricht er beyden zu,
Ihr habt mit dem Besuch mich jetzund recht erfreuet:
Ich gönn' euch alles Guts, zumalen Fried und Ruh:
Damit euch lebenslang auf Erden nichts gereuet.
Ich möchte gern euch beyde glücklich sehn:
Drum will ich thun, was ihr von mir verlanget:
Doch soll es nur mit dem Beding geschehn,
Daß ihr von euch die Bitt' in dopplem Maaß empfanget.
Der Geitzhalß wil durchaus nicht dran.
Er wolte sich wohl einen Schatz erwehlen:
Denckt aber, ach! was nützet er mir dan,
Wenn ich dem andern ihn soll wieder doppelt zehlen?
Ach nein! sprach er, das kan ich nicht:
Ich müste mich darbey ja selber ruiniren.

Ich fürchte so, daß mir's gebricht,
Und weiß den Staat für mich nicht auszuführen.
So bitte, sprach Apollo drein,
Doch nur so viel, als irgend zu entbehren.
Es kan auch wohl was anders seyn,
Wenn ich zum Vortheil dich soll deiner Bitt gewehren.
Nein, sagt der Geitzhalß, nichts als Geld,
Kan mich auf Erden glücklich machen.
Wenn's aber mir bald durch die Finger fällt:
So sind es, glaub' ich, ja gar zu betrübte Sachen.
Doch Neidhardt war so gleich bereit,
Was vorgestellet, einzugehen.
Was bittet er? was kan der Neid
An andern, ja sich selber, Gutes sehen?
Nimm, sagt er, nimm Apoll', ein Auge von mir hin:
So wird mein Bruder keines haben.
Wormit ich schon zufrieden bin:
Denn Abgunst kan allein sich an dem Schaden laben.
Seht, welch' Abscheulichkeit in diesen Lastern steckt,
Ja welche Pest, nur überall zu schaden.
Und wer will dieser Brut, welch' in der Höll geheckt,
Was Gutes sagen oder rathen?

CXXXXVI.

Alle Veränderung ist gefährlich.

Ein Bauer, der der Arbeit müde,
Und bey dem Ackerbau des grossen GOttes Güthe
Zu Hauß nicht zu erkennen weiß,
Denckt immerfort auf eine Reiß,
Und ohne Müh bald auf der Erden
Reich, angesehn, und groß zu werden.
Drum wird er ein Soldat, und geht vergnügt zu Feld,
In Meinung, als ein tapffrer Held,
Sich größren Vortheil mit den Waffen,

Als mit dem schweren Pflug, zu schaffen.
Allein so frisch, gerad, gesund,
Er ausgereiset, so verwundt,
Gelähmet, schwach, muß er, den Schmertzen zu vermehren,
Höchst mißvergnügt, gar bald zurücke kehren.
Doch spricht er, wieder wohlgemuth,
Mein angerühmtes Bauren-Guth
Kan, trotz dem Glück, so viel austragen,
Daß ich noch einen Handel wagen,
Und mich zur See begeben kan.
So bald gesagt, so bald gethan.
Der Bauer und Soldat vertrauet sich den Wellen,
Und suchet hier sein Glück auf festen Fuß zu stellen.
Ein Kauffmann, spricht er, wird so wenig roth, als bleich,
Und ohne Müh gemächlich reich.
Mir wird der Handel auch gelingen,
Und mehr ins Hauß, als Pflug und Schwerder, bringen.
Kaum hat er einen Tag im Meer die Reiß gethan,
So fichtet ihn der Eckel an:
Ein Sturm entsteht, und für gehoffte Freuden,
Muß dieser krancke Mann nun auch den Schiffbruch leiden.
Sein gantzes Guth geht hier zu Grund,
Und er kan lahm, arm, ungesund,
Sich nackt und bloß auf einem Brett kaum retten,
Und wiederum das feste Land betretten.
Er kommet nun im Dorffe wieder an,
Doch so daß er mit nichts sich weiter helffen kan:
Und muß die Bauren da reich und gesegnet sehen,
Selbst aber kümmerlich vor Thüren betteln gehen.
Es bleib' ein jeder doch vergnügt in seinem Stand,
Und nähre sich mit Fleiß in seinem Vatterland.
Veränderung, und solte sie gelingen,
Bringt doch Gefahr in allen Dingen.
In Gottesfurcht, und Arbeit ohne Schein,
Kan jedermann gesegnet seyn.

CXXXXVII.

Verstellte Freundschafft.

Ein Esel lag sehr kranck darnieder:
Die Kräfften nahmen täglich ab.
Der Ruff hiervon gieng hin und wieder:
Daß man ihn schon verlohren gab.
Die Hund' und Wölffe thun, als wolten sie ihm dienen.
Sie waren schon vor seinem Stall,
Als liebe Freund' im Leid erschienen,
Und klagten den betrübten Fall.
Doch finden sie den Stall verschlossen.
Sie klopffen hefftig an die Thür,
Und ruffen, mach uns auf, wir, deine Bundsgenossen,
Seyn, liebster Freund, dich zu besuchen, hier,
Des Esels Füllen rufft, doch nur durch enge Ritzen:
Habt Danck, und geht nur wieder hin.
Was wollet ihr dem Patienten nützen,
Dem ich genug zur Wartung bin.
Er hat bisher nicht euren Dienst vonnöthen:
Die Freundschafft ist ihm ohne dem bekannt.
Ihr soltet wohl für ihn, daß er verrecke, beten.
Vielleicht seyd ihr drum hergesandt.
Sein Zustand ist so gar nicht zu beklagen:
Es bessert sich mit ihm mehr, als ihr wünschen könt.
Doch wil ich ihm in eurem Namen sagen,
Daß ihr ihm noch das Leben gönnt.
Die Heucheley scheint überhand zu nehmen:
Doch mercket man sie gar zu schön.
Sie selbst muß sich der Boßheit schämen,
Und weit entfernt vom Guten stehn.
Wo nur Betrug und offenbarer Schaden,
Und man zur Unzeit dienen will:
Muß die Verstellung sich im Augenblick verrathen:
Und Falschheit schweige nur von den Verdiensten still.

Will einer sich als einen Freund betragen,
So spar' er dieses nicht bis auf die letzte Noth.
Welch' anders thun, und anders sagen,
Verwünschet man bis in den Todt.

CXXXXVIII.

Verdienste werden nicht belohnt.

Ein Esel diente seinem Herrn
Nun eine lange Zeit, erduldet' alles gern,
Und wuste sich, wolt' ihm es schon nicht glücken,
In die Gelegenheit, Person, und Zeit zu schicken.
Bey schlechtem Futter, Spreu, und Stroh,
War er gelassen, offt auch froh,
Und pfleget', ohne Murrn und Klagen,
Sein' ihm vertraute Last starck und getreu zu tragen.
Einst fiel er unversehns kaum über einen Stein:
Da must er faul und scheu, verzagt und kollrich seyn.
Es that sein HErr bey Schimpff- und Läster-Worten,
Als wolt' er mit dem Stock das arme Thier ermorden.
Ach! seufftzet' es, wie geht es mir?
Bin ich nicht ein geplagtes Thier?
Wie jämmerlich werd ich tractiret?
Und so mit Schlägen abgeführet,
Als hätt' ich gar was wichtiges gethan:
Da dis dem besten auch leicht wiederfahren kan.
Wie leicht, wie bald hat unterdessen
Mein Herr die vor'ge Treu vergessen?
Verdienste gelten nun nicht mehr:
Als wenn ich, was ich bin, allzeit gewesen wär'.
Ein eintz'ger Tritt, ein eintz'ges Fallen
Muß, was sonst angenehm, versauren und vergallen.
So geht es in der Welt. Nur einmal was versehn:

Gleich

Gleich muß das Lob und aller Danck vergehn.
So bald man nur Gelegenheit bekommen,
Hat Lästerung schon überhand genommen.
So lang nur einer Gutes thut,
Ist, dennoch ohne Danck, es gut:
Wird aber gar zu bald vergessen:
Weil Abgunst allezeit Verdiensten aufgesessen.
Ist im Geringsten nur ein Fehltritt hier gethan:
So schimpffet, lästert, schlägt, und triumphiret man:
Daß, weil der Neid und Rachgier sieget,
Die Tugend wohl gestrafft und gar zu Boden lieget.

CXXXXIX.

Der Weyher und die Mauß.

Ein Weyher wird im Strick gefangen,
Und schwebet nun in Tods Gefahr:
Doch wird er, weil er noch muß hangen,
Ein kleines Måußgen da zu seinem Glück gewahr.
Er rufft ihm zu mit grőstem Flehen:
Ach! komm, mein liebstes Engels-Kind:
Du wirst mich hier in Nőthen sehen:
Drum komme doch, und rette mich geschwind.
Du kanst den Strick ja leicht zernagen,
Der, leyder! mich gefangen hält.
Wirst du mir dieses nicht versagen,
Versprech' ich dir ein schőnes Lősegeld.
Es läßt die Mauß sich überreden.
Die nagt den Strick mit aller Macht entzwey,
Und macht den Weyher seiner Nőthen,
Gefangenschafft, und Todes-Aengsten frey.
Und was kan sich die Mauß für diesen Dienst versprechen,
Die sein Erlőser worden ist?
So bald der Räuber frey, ergreifft er, sich zu rächen,
Dis arme Thier, welch er lebendig frißt.

Wer

Wer Bösen Gutes thut, hat gleiches zu empfinden.
Drum nehm er sich nur wohl in acht:
Weil man mit Vorschub gleicher Sünden,
Unwissend auch, sich selbst theilhafftig macht.

CL.
Ein Mann und der Todt.

Einst hat sich um den Todt ein Mann verdient gemacht,
Weil aus dem Labyrinth er ihn zurecht gebracht.
Darum verspricht der Todt sich danckbar zu erweisen,
Und diesen Menschen nicht so schnell hinweg zu reissen.
Zwar, spricht er, sterben ist, und bleibet fest gesetzt:
Denn wer das Leben hat, verliehret es zuletzt:
Doch will ich nicht zu schnell und unerwartet kommen,
Biß du von deinem End die Bottschafft erst vernommen.
Nach wenig Jahren kommt der Todt zu diesem Mann,
Und spricht, komm, lieber Freund, nun must du endlich dran.
Der Mensch erschrickt, und will sich nicht zu frieden geben,
Weil er nach dem Acord noch lange Zeit zu leben.
Ists so, sagt er, gemeint? ist das die Danckbarkeit?
Wo bleibet nun dein Bott? und du kommst vor der Zeit?
Ich habe nichts von dir gehöret noch gesehen:
Und soll jetzt unversehns ins Reich der Toden gehen?
Es hilfft nichts, sagt der Todt, die Botten sind gesandt:
Und ist für dich nicht gut, daß du sie nicht gekant.
Der Schlaff, mein Bruder, legt sich stets mit dir zu Bette:
Damit er, bis ich komm', hier meine Stell vertrette.
Wie vielmal hat mich dir die Kranckheit angemeldt?
Zuletzt hat dir der Schlag das Ende vorgestellt.
Allein man will nicht mehr des Todes Bottschafft hören.
Wen solte wohl mein Gruß in denen Lüsten stören.
Nun ist die Zeit vorbey: die Botten sind verschmäht:
Und gar nichts ist bey dir, das mir nun widersteht.
Du weist, ich bin der Todt, und gar kein Freund vom Leben.

Das hab ich selber nicht: wie kan ich dir es geben?
Wohl dem, der tugendsam sein Ende jederzeit
Im Leben wohl betracht, und immerhin bereit.
Wer stirbet, eh' er stirbt, dem kan der Todt nicht schaden.
Wer selber sich vergißt, dem ist nicht mehr zu rathen.
Es ist der Todt gewiß, die Zeit ist unbekant:
Doch werden allezeit die Botten abgesandt.
Allein es will der Mensch sein Bestes nicht ermessen,
Und für sein' Eitelkeit sich lieber selbst vergessen.
Der leidge Selbst-Betrug, die freche Sicherheit,
Vermessen' Eigenlieb' und Thorheit gehn zu weit:
Der ist schon todt, der sich im Leben selbst nicht kennet,
Daß er zum Untergang mit vollen Schritten rennet.

CLI.

Der Groß-Sprecher.

Ein Pralhans, seiner Mutter Sohn,
Der hinterm Ofen auferzogen,
Und alles, sich zum Spott und Hohn,
Was er gesagt, erdichtet und erlogen;
Reißt wenig Wochen in die Näh,
Und kommt als aus der Ferne wieder:
Rühmt von den Städen und der See,
Und schämet sich auch seiner besten Brüder.
Ich, spricht er, bin ein wohlgereißter Mann,
Und habe mehr, als alle hier, erfahren.
Was ich gesehn, ja was ich selber kan,
Begreiffet einer kaum in vielen hundert Jahren.
Zu Rhodus hab ich aus studirt:
Zu Rhodus hab ich mich im Fechten, Tantzen, Springen,
Und allen Künsten exercirt:
Daß wenige den Ruhm mit sich nach Hause bringen.
Zu Rhodus hab ich einen Sprung gethan:
Und in dem Springen selbst den Nagel eingeschlagen,

Den niemand in der Stadt jemals erreichen kan.
Gantz Rhodus weiß darvon mit grossem Ruhm zu sagen.
Hör, sprach ein Kluger drauf, ist's wahr, was du gepralt:
So bilde dir jetzt ein, daß wir in Rhodus stehen,
Und laß, es sey gesteckt, geschlagen, und gemahlt,
Auch hier einmal die Kunst im Springen sehen.
Ruhmredigkeit macht sich verhaßt,
Und straffet offt sich selbst der Lügen:
Wird auch den Thoren nur zur Last:
Denn Klugheit und Vernunfft läßt sich nicht leicht betrügen.
Ein solches aufgeblaßnes Thier
Meint seinen Ruhm mit Wind und schneiden zu vermehren:
Muß aber offt, hier ist ein Rhodus, springe hier,
Verlachet und beschämet hören

CLII.
Ein reicher und ein armer Schlemmer.

Ein reicher Mann lebt alle Tag in Freuden,
Empfindet nichts von Drangsal oder Leiden,
Und ist zum Schein in allem, was er thut,
Beglücket, frisch, gesund, und wohlgemuth.
Die Kleidung ist recht kostbar anzusehen:
Sein Tractement muß über alles gehen:
Die Freunde sind bey ihm als auf der Mast:
Wo nicht, so geht er anderwärts zu Gast.
Er fähret offt in Chaisen und Carossen:
Und wenn er jetzt ein Zeitvertreib genossen,
Daß, wie man sagt, er sich recht lustig macht,
Wird auf ein' ander' Art Veränderung gedacht.
Schmarotzer gehn ihm öffters an der Seiten:
Die Diener müssen ihn auch überall begleiten:
Daß Groß' und Kleine, wie's dem reichen Mann geglückt,

In

In seinem gantzen Thun und Auffenthalt erblickt.
Ein Nachbar, welcher arm, doch angesehn im Lande,
Betrübte sich, weil er von gleichem Stande,
Und ob er schon ein hochverdienter Mann,
Im Staat und Pracht so gar nicht gleichen kan.
Er will durchaus deswegen ihm nicht weichen:
Er greifft sich an, und prasset mit dem Reichen.
Wo nimmt er's her? er borget überall:
Macht sich Verdruß: befördert seinen Fall:
Wird ruinirt: Kan weiter nichts erlangen:
Und lässet das mit Schimpff, was prächtig angefangen.
Ach! spricht er allzuspät, nun hab ich's wohl gesehn:
Ein armer kan bey Reichen nicht bestehn.
Will einer sich nach seiner Decke strecken:
Der darf für Ueberlast und Schulden nicht erschrecken.
Folgt einer ohne Guth der Reichen Hochmuth nach:
Der hat, zum Untergang, gewiß sein Ungemach.
Drum lern' ein jeder doch vergnügt und ruhig leben:
Und dancke seinem GOtt, der ihm so viel gegeben.
Pracht, Ueppigkeit, und Uebermuth
Thut, wie das Sprichwort sagt, auf Erden selten gut.
Was wilst du armer Mensch von dem Vergnügen sagen?
Und bey dem Ueberfluß offt über Mangel klagen?
Genug hast du an wenig Brodt und Tranck;
Genug an einem Kleid; genug wenn du nicht kranck.
Es will der grosse GOtt uns nähren und ergetzen:
Vergnügen aber geht weit über alle Schätzen.
Der Hochmuth ist sich selber eine Pein:
Und Menschen können nicht im Pracht vergnüget seyn.
Sie müssen sich nur mit dem Blendwerck plagen,
Und mit den Ruthen, die sie selber binden, schlagen:
So wird das Leben auch den Thoren zum Verdruß:
Wenn Gottes Güth' und Treu ein Weiser rühmen muß.

CLIII.

Die Wahrheit in dem Disputiren.

Hans disputirt. Warum? Er zeiget seine Gaben,
Sein' ungemeine Kunst, und die Geschicklichkeit:
Will aber gantz und gar kein Widersprechen haben:
Denn dieses störet ihn in seiner Sicherheit.
Die klare Wahrheit kan doch nicht verborgen bleiben:
Sie sporet Cajum an, mit wenig Müh und Fleiß,
Was aller Welt bekant, nur offenbar zu schreiben.
Worin der gute Hanß sich nicht zu finden weiß.
Haß, Hochmuth, Störrigkeit, verdammet' Eigenliebe
Bringt unvermerckt den Tropf in eine Raserey.
Was Wahrheit? wenn die mir doch nur vom Leibe bliebe:
Daß sie von mir verschont und ungekräncket sey.
Die Hansen zwar zum schein bisher gerühmet hatten,
Die wenden allen Fleiß um ihn zu trösten an.
Er eiffert, wüthet, schilt, und kämpffet mit dem Schatten:
Weil niemand auf der Welt dem Esel gleichen kan.
Du, spricht er, weist ja nichts: ich muß es besser wissen.
Du bist gantz tumm: und mir sind alle Musen hold.
Von meiner Weißheit wird, was du gelehrt, zerrissen.
Ich bin der Tugend Freund: du bist ein Truncken-Bold.
Du hast von Künsten nicht einmal so viel gelernet,
Als ich in deiner Schrifft zu corrigiren hab.
Dein Schatte bleibe nur weit weit von mir entfernet:
Sonst weiß ich Starcker dich mit Schimpf und Schanden ab.
Die Wahrheit eiffert nicht: sie muß der tummen Sachen,
Und dieser Boßheit, die verwegen, steiff und starr,
Weil sie nichts bessern kan, in ihrer Großmuth lachen.
Der Streit ist beygelegt: weil unser Hans ein Narr.
Es sieht der Narr sich nicht von innen, doch von aussen,
Und bindet unverschämt mit seinem Schatten an.
Man solte diesem zwar mit einem Kolben lauffen:
Doch wird deswegen nicht die Narrheit abgethan.

CLIIII.

Die Nachtigal und Rabe.

Man rühmt' und preiset' überall
Die Lieblichkeit der Nachtigal.
Dis kont die Rabe nicht vertragen.
Warum? sie hörte nichts von ihrer Stimme sagen.
Es überwande sie der Neid,
Gifft, Eigensinn, und Bitterkeit:
Sie wolte nicht den Vogel kennen,
Und selber nicht des Vogels Namen nennen.
Pfui, spricht sie, der ist mir zu klein:
Mit dem mach' ich mich nicht gemein:
Ich mag ihn nimmer singen hören:
Es möchte seine Stimm' auch mein Vergnügen stören.
Sein queruliren währt zu lang:
Er weiß gar nichts von dem Gesang:
Und wer mein Cras, Cras, nur vernommen,
Wird warlich nimmermehr, ihn zu bewundern, kommen.
Zieht einer mir den Vogel vor,
Der ist und bleibt gewiß ein Thor,
Und kan vom singen nichts verstehen:
Sonst würd' er nur nach mir, und nicht nach jenem gehen.
Die Nachtigal hört dieses zwar,
Dieweil sie aber klüger war,
Begunte sie der schönen Sachen,
Welch' aller Welt bekant, im Hertzen nur zu lachen.
Doch sagte sie vergnügt und still:
Wer schön und künstlich singen will,
Der kan von Menschen sich entfernen,
Und diese Melodie von denen Raben lernen.

CLV.

Der Mahler u. die schöne Flavia.

Ein schönes, tugendhafftes Kind,
Desgleichen man jetzt wen'ge findt,
Wurd' in der Stadt und überall gepriesen,
Wo sich die Schöne mahlen liesen.
Und jede folgte gern dem schmeichlenden Gebrauch.
Warum nicht diese Schönheit auch?
Ich weiß nicht, was ihr widerstanden:
Da selbst die Jungfern sie der Jugend Krone nanuten.
Apelles sprach sie ungerüffen an.
Er bittet, was er bitten kan,
Ihm nicht so wohl Verdienst zu gönnen,
Als daß er seine Kunst einmal nur zeigen können.
Zehn Thaler wurden beyd' accord,
Wenn das Gemähld' ihr gleich: sonst binde sie kein Wort.
Apelles mahlt ein unvergleichlich Stück.
Und unsre Schöne giebt es ihm alsbald zurück.
Sie spricht, das Bild ist schön: es mag der Venus gleichen,
Der ich nicht kan das Wasser reichen.
Ich kenne mich nur allzuwohl,
Und wil nicht, daß man mir um Geld flattiren soll.
Sie fragt die Magd, ein Urtheil nur zu fällen,
Wer durch die Kunst hier vorzustellen.
Ey! rufft die gantz bestürtzt, wer? unsre Flavia
Steht, wie sie lebt und ist, fürwahr leibhafftig da.
Schweig, Närrin, wurde sie beschämet abgewiesen;
Und ihre Tugend schien die Wahrheit zu verdriessen.
Die Schönheit stellte sich durchaus vollkommen dar:
Daß dem Original hier alles ähnlich war.
Auch selbst der muntre Geist, die Tugend auszudrücken,
War in dem Augenstrahl vortreflich zu erblicken:
Daß wer nur dis Gemählde sah,
Bekennen must', es sey die schöne Flavia.

Das schöne Kind allein wolt' es durchaus nicht wissen,
Daß ein so schön Portrait ihr etwas gleichen müssen.
Apelles muß beschämt, voll Zorn und Eiffer gehn.
Der bringet seine Kunst dem Richter, zu besehn:
Ob er das Geld verdient, das er nicht wissen wolte,
Wenn das Gemählde nicht der Jungfer gleichen solte.
Der Richter wird entzückt und in das Bild verliebt,
Daß er dem Mahler gern, was er verdienet, giebt:
Läßt das Original, ob's sehens werth, citiren.
Er sieht die Flavia. Die weiß ihr Wort zu führen:
Klagt über Schimpff, und daß ihr grosser Tord gethan,
Weil sie der Schönheit sich nicht selber rühmen kan,
Welch' erstlich im Portrait der Richter hoch gepriesen,
Und im Original noch mehr bewundern müssen.
Als der noch schön're Geist den Richter angeflammt,
Wird unsre Flavia zur Zahlung zwar verdammt,
Doch herrlicher beschenckt, und wenn es ihr gefällt,
Dem eingen wackren Sohn des Richters vorgestellt.
Die Wahl ist gut: daß die nun recht vergnügte Seelen
In Zucht und Liebe sich, nach Hertzens Wunsch, vermehlen.
Wer rühmet, und wer sucht
Die Schönheit ohne Zucht?
Und die darmit nur pralen,
Die lassen sich, um leichtes Geld, abmahlen.
Die Schönheit preiset sich nur durch die Tugend an:
Weil ohne diese sie nicht leicht bestehen kan.
Die Tugend wird belohnt, und brauchet keiner Schmincken:
Und die sind's in der That, die sich es selbst nicht düncken.
Ihr Schönen, wolt ihr schön und hochgepriesen seyn:
So bildet euch ja nichts auf eure Schönheit ein:
Weil, will die Tugend nicht von einer Schönheit wissen,
Dieselbe Freund' und Feind' erstaunt erkennen müssen.

CLVI.
Derer Mäusen Berathschlagung wider die Katzen.

Die Mäuse hielten einen Rath,
Wie denen Katzen zu entgehen,
Die, weil man nichts sich zu beschützen hat,
Den Mäusen überall nach Leib und Leben stehen.
Ein' jede klaget über Noth,
Daß hier und da ihr Eltern schon geraubet,
Geschwister, Söhn', und Töchter todt,
Und daß sie keine Stund in Ruh zu leben glaubet.
Die Katzen, die verruchten Thier',
Und die das Schmeicheln recht gelernet,
Thun überall im Hochmuth sich herfür,
Wenn eine Mauß sich kümmerlich entfernet.
Sie schleichen, daß man sie nicht seh,
Noch höre, wo sie gehn und liegen:
So daß sie unvermerckt die Mäusen in der Näh
Geich überfallen und betrügen.
Was rathet man zur Sicherheit?
Wie kan man dieser Wuth entkommen?
Gar schön, spricht eine Mauß, der Anschlag ist bereit.
Warum hat man nicht längst die Schelln zur Hülff genommen?
Wir hören Esel, Kälber, Hund',
Und Schafe mit den Schellen prangen:
Die machen überall versteckte Thiere kund.
Und trügen Katze Schelln: sie würden uns nicht fangen.
Der Rath ist gut, und treflich ausgedacht.
Die Schellen würden leicht der Katzen List verrathen:
Daß sie so wenig Tag als Nacht,
Im schleichen denen Mäusen schaden.
Es wird zu diesem End, der schlaue Rath gefaßt,
Daß denen Katzen fort auch Schellen anzubinden:

So

So könten sie das Thier, daß ihnen so verhaßt,
Bald hören in der Noth, und ihre Rettung finden.
Allein, versetzt' ein alt' und durchgetriebne Mauß,
Wie wird die Sach' nun weiter angefangen?
Es geht mit diesem Rath ein' jede zwar nach Hauß:
Wer aber wird von uns der Katz die Schell' anhangen?
Und dieses wolt' und kont' der Mäusen keine thun,
Aus Furcht den Augenblick der Katzen Beut zu werden.
Und also muß es auch darbey beruhn.
Es bliebe dieser Rath: es blieben die Beschwerden.
Man thu' doch alles mit Bedacht,
Und unternehme nichts, sich selber zu vernichten.
Denn Unbedachtsamkeit hat manch' ins Leid gebracht.
Und wem dient solcher Rath, der nicht ins Werck zu richten?
Es ist gar bald gesagt, doch nicht so bald gethan.
Wer wolte sich mit Fleiß verbrennen,
Und sich nicht hüten, wenn er kan?
Er müste selbst mit Rath in sein Verderben rennen.

CLVII.

Der Neid und die Barmhertzigkeit.

Es nagt der Neid, in greßlicher Gestalt,
Vom Kummer ganz verzehrt, an seinen starren Knochen:
Als die Barmhertzigkeit, im düstren Auffenthalt,
Ihn im Vorbeygang angesprochen.
Wie, Neidhard, find' ich dich so schlecht?
Was fehlet dir? Must du dich nagen?
Ach! ächzet er, mir ist nicht recht;
Doch weiß ich, was mir fehlt, dir jetzund nicht zu sagen.
Wie glücklich ist mein Nachbar hier.
Den Cajus kennst du wohl: wie hoch ist der gestiegen.
Den Marcus ehret man vor mir.

Der Mevius scheint gar dem Glück im Schooß zu liegen.
Und alle sind doch, was sie sind, nicht werth.
Ich geb' es allen aufzurathen:
Und mir ist nicht die Helfft vom Glück und Stand beschert:
Und was das meiste noch, weiß ich ihn nicht zu schaden.
Ach! gib deswegen dich, sprach die Barmhertzigkeit,
Gib, Neidhard, dich, weil's nicht zu ändern, doch zufrieden.
Geniesse, was du hast, zwar mit Bescheidenheit,
Und gönne jedem, was der Himmel ihm beschieden.
Ich? knirschte der verdammte Neid noch mehr,
Ich kan und will es nimmermehr vertragen.
Wenn ich nur in dem Stande wär',
Ich wolt' ihn allen bald, wie dir, was anders sagen.
Geh nur, verdächtig Weib, aus meinem Angesicht:
Denn du solst hier mich nimmer stören.
Ich bin für mich: und werde nicht
Dein ungereimtes Plaudern hören.
So berste, sprach die Tugend drauf,
Und nag' an den verwünschten Knochen.
Gifft, Geiffer, Lästerung nährt deinen Lebenslauff,
Biß dein vergalltes Hertz gebrochen.
Gönnt GOtt den Menschen Ehr und Guth:
So können sie mit Freuden es geniessen,
Behalten einen frohen Muth,
Und lassen sich ja nichts vom Neid und Feind verdriessen.

CLVIII.
Ein Frauenzimmer und ihr Spiegel.

Ein Frauenzimmer, voller Flecken,
Und sonsten gar nicht wohl gestallt,
Sucht ihre Fehler zu bedecken,
Und fand' im Hohn den Auffenthalt.

Ein jeder pflegte Sie zu loben:
Wie schön! wie liebreich! wie galant!
Und weil sie allzusehr erhoben,
Vergaß sie selber ihren Stand.
Sie glaubet denen Schmeicheleyen,
Und ist gar in sich selbst verliebt:
Drum pflegte sie sich recht zu freuen,
Wenn einer sich im Spotten übt.
Sie trifft einst bey galanten Frauen,
Im Zimmer einen Spiegel an,
Und setzt sich so, daß sie sich schauen,
Und ihre Tracht bewundern kan.
Ihr Kopffzeug sieht sie niedlich fliegen,
Und die geputzte steiffe Brust:
Ihr Ohrgehäng muß sie vergnügen:
Ihr alles macht ihr Freud und Lust.
Dergleichen Spiegel wil sie haben,
Der sie, nach ihrem Dünckel, zeigt,
Und der, den Eigensinn zu laben,
Zu Hauß ihr nimmer abgeneigt.
Wo sind die Spiegel zu bekommen?
Man hat sie jetzt in Ueberfluß.
Sie kauffet einen derer Frommen,
Der sie zu Hauß bedienen muß.
Sie leget ihren Putz zwar nieder,
Tritt aber doch zum Spiegel hin,
Und spricht, nun zeige du mir wieder,
Wie schön und angenehm ich bin.
Der stellet sie mit ihrem Wesen,
In runtzeln, Flecken, Pocken, dar.
Du, schrie sie, bist von denen Bösen,
Und was du zeigest, ist nicht wahr.
Darffst du bey mir dergleichen wagen,
Das nicht einmal ein fremder thut?
Dich wil ich gleich in Trümmern schlagen:
Ich mercke du bist mir nicht gut.

Schlag

Schlag zu, das will ich dir nicht wehren,
Sagt alsobald der Spiegel drauf:
Die Wahrheit thut nicht nach Begehren,
Und decket, was verborgen, auf.
Ich zeige nicht, was dir beliebet,
Wohl aber, was du selber bist,
Und geb' es so, wie man mir's giebet,
Ob's gleich nicht wohlgefällig ist.
Sey schön, so werden meine Strahlen,
Zur Grössesten Gefälligkeit,
Dich schön, doch ja nicht schöner mahlen,
Als die Gestalt es mir gebeut.
Ich pflege niemand zu flattiren,
Wie jetzt die falsche Welt gewohnt,
Und werde nicht den Ruhm verlieren,
Wird gleich mit Undanck mir gelohnt.
Dem Spiegel soll dis Büchlein gleichen:
Das zeiget jedem ohne Scheu,
Nur seinen Endzweck zu erreichen,
Nicht was er will, doch was er sey.
Wenn einer sich getroffen findet:
Der nehm es an, und beßre sich.
Denn was die Tugend-Lieb' ergründet,
Ist denen Lastern ärgerlich.
Die mögen auch die Schrifft zerreissen,
Und thun, was Eigenliebe thut:
Wenn sie sich noch so böß erweisen,
So bleiben doch die Fabeln gut.

E N D E.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Funck, Johann Nicolaus,

Christian Wahrmunds Poetische zur Tugend und Vorsichtigkeit leitende Fabeln

[S.l.] 1748

P.o.germ. 411 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108379-9
VD18 10858741